

Jeno-Zeitung

Kreiszeitung

Gronauer Volkszeitung

für den Kreis Ahaus

Eper Volksblatt

Amthliches Organ für den Kreis Ahaus. 54. Jahrgang.
Geschäftsstelle in Gronau: Gebr. Benning, Verlagsanstalt GmbH, Bahnhofstraße 2, Fernsprecher Nr. 260. Bankkonten: Kreis- und Stadtpostkasse Ahaus, Gewerbank Ahaus und Stadt. Sparkasse Gronau i. B. Anzeigenpreise: das 10spaltige Millimeter für die Jeno-Zeitung 10 Pfg., für die Kreiszeitung für den Kreis Ahaus 3 Pfennig.
Rabatt nach Tarif.
Verlag: Gebr. Benning, Verlagsanstalt G. m. b. H., Zweigniederlassung Ahaus.

Erscheint täglich. Bezugspreis monatlich durch Boten 2,10 Mk., durch die Post 2,20 Mk. (ohne Bestellgeld).
Schriftleitung und Geschäftsstelle in Ahaus: van-Deuden-Strasse 8. Telegr.-Adresse: Kreiszeitung Ahaus i. B. Fernruf Nr. 450. Postfach 66.
Postfach-Konto: Hannover 22 789.

Nummer 220

Sonntag, den 12. August 1934

Jahrgang 1934

Rußland und der Balkan.

Von unserem

Moskauer Sonderberichterstatter.

■ Moskau, Ende Juli 1934.

Mit der Anerkennung der Sowjetregierung durch Bulgarien hat der letzte Balkanstaat nach sechzehn Jahren die der Politik Ignorierung der Sowjetunion endgültig aufgegeben. Zwischen Rußland und Griechenland bestehen schon seit über einem Jahrzehnt reguläre diplomatische Beziehungen, Rumänien hat Moskau bekanntlich im Rahmen der kleinen Entente vor kurzem anerkannt und auch die Anerkennung des Sowjetregimes durch Jugoslawien kann, trotz der noch nicht erledigten Formalitäten, als vollzogen betrachtet werden. Somit sind die Balkanländer, die in der Nachkriegszeit die geschlossenste sowjetfeindliche Ecke Europas darstellten, endgültig in die Reihe der mit Rußland in regulären Beziehungen stehenden Staaten getreten.

Für Bulgarien war die Frage der Anerkennung der Sowjetregierung aus psychologischen und geschichtlichen Gründen besonders schwierig. Die politischen Kreise Bulgariens und das bulgarische Volk sind mit dem alten zaristischen Rußland durch jahrhundertalte Bande des Blutes und der Tradition verbunden gewesen, der „Zar-Befreier“ Alexander II. wird noch heute als Volksheld in ganz Bulgarien verehrt. Diese Bindungen an das Vorkriegsrußland sind auch durch die Gegnerschaft im Weltkriege nicht zerbrochen worden, umso mehr als zahllose russische Emigranten, vor allem aus den Kreisen der ehemaligen Zarenarmee, des Adels und der Bürokratie, sich nach dem bolschewistischen Umsturz in Bulgarien niederließen, um dort im geistigen und wirtschaftlichen Leben eine sehr einflussreiche Rolle zu spielen.

Es ist interessant, daß schließlich gerade diese sentimentalsten Faktoren zu einer Verständigung zwischen Rußland und Bulgarien geführt haben, ähnlich wie dies zwischen Jugoslawien und Rußland der Fall gewesen ist. In immer weiteren bulgarischen Kreisen gewann die Ansicht Oberhand, daß das Land mit dem „größten slawischen Staat der Welt“, d. h. mit Rußland, auf die Dauer unmöglich in feindlichen Beziehungen stehen könne. Diese Entwicklung ist durch die „vaterländischen“ Ergüsse der Sowjetpresse und die pöplische Pflege des patriotischen Gefühls und der Heimatliebe im bolschewistischen Rußland erheblich gefördert worden. Es ist sehr bemerkenswert, daß in Moskau seit einiger Zeit die Rolle Rußlands als „traditionellen Freund des Balkans“ nachdrücklich unterstrichen wird. Es zeigt sich immer mehr, daß zu außenpolitischen Zwecken die Sowjetregierung in steigendem Maße bereit ist, die alten, nationalstischen und rassenmäßig betonten, imperialistischen Parolen des Zarenreiches für sich zu verwenden. In diesem Zusammenhang dürften die Bemühungen Rußlands und der Türkei um einen Ausbau des Balkanpakt durch den Beitritt Moskaus und um ein sogenanntes Schwarzmeer-Locarno in den kommenden Wochen und Monaten eine neue Verstärkung erfahren und unter Umständen zu wichtigen Veränderungen in der Konstellation auf dem Balkan und im Nahen Orient führen.

In Moskau geht man sogar so weit, Rußland als Garanten des Balkanpaktes in Vorschlag zu bringen. Bei den Vorbesprechungen, die der Anerkennung Rußlands durch Bulgarien vorangingen, hat sich Rußland auch bemüht, die noch immer stark zur Isolierung hin neigende bulgarische Außenpolitik in dem Sinne zu beeinflussen, daß Bulgarien seine Revisionansprüche zurückstellt und mit Jugoslawien und Rumänien endgültig politischen Frieden schließt. Gelingt dies, so wird das Prestige der Sowjetunion auf dem Balkan stark anwachsen und der alte Traum der balkanischen Vorherrschaft, den das alte zarische Rußland träumte, könnte unter Umständen durch dessen rote Nachfolger, zum mindesten teilweise, Wirklichkeit werden. Wieviel Rußland an dem Balkan gelegen ist, zeigen die sehr weitgehenden Zugeständnisse, die die Sowjetregierung Bulgarien in der Anerkennungsfrage eingeräumt hat. Das Anerkennungsprotokoll enthält die Zusage, daß keine der beiden vertragschließenden Parteien die Frage der politischen Emigranten aufwerfen wird. Dies bedeutet, daß die Sowjetregierung endgültig auf die bisher der Reihe nach Frankreich, Jugoslawien und Bulgarien gegenüber erhobene Forderung verzichtet, die betreffenden Regierungen sollten jede Förderung der russischen Emigranten einstellen, deren Vereine und Verbände, vor allem aber die militärischen Formationen, die auf dem Balkan besonders stark sind, auflösen und die Emigrantenführer ausweisen. Weiterhin verzichtet Rußland auf die der Zarenregierung gehörige russische Kirche in Sofia und das berühmte Bergloster auf Shipka. Bulgarien hat ferner die bekannte „Propaganda-Lausei“ durchgegeben, wonach Rußland sich verpflichtet, sich nicht in die innere Politik Bulgariens einzumischen.

Wirtschaftlich bedeutet der Balkan für Rußland nicht viel. Im Rahmen der allgemeinen Balkanpolitik Litwinows stellt der Balkan indessen einen wichtigen Faktor dar. Dies umso mehr, als bei der weitgehenden Annäherung zwischen der Sowjetunion und

Appell an die Steuerzahler.

Eine Liste der Säumigen.

■ Berlin, 11. August.

Der Staatssekretär im Reichsfinanzministerium, Reinhardt, veröffentlicht einen Appell zur pünktlichen Entrichtung aller Steuern. Die Einkahlung des einzelnen Volksgenossen zum Staat, so führt der Staatssekretär in der „Deutschen Steuerzeitung“ aus, finde ihren Ausdruck in dem Grad des Pflichtbewusstseins und des Verantwortungsbewusstseins gegenüber dem Staat.

Eine der wesentlichen Pflichten beruhe darin, dem Staat die zur Erfüllung seiner Aufgaben erforderlichen Mittel zu geben. Der Grad des Pflichtbewusstseins und des Verantwortungsbewusstseins des einzelnen gegenüber dem Staat bestimme sich infolgedessen im wesentlichen nach seiner Ehrlichkeit bei der Abgabe von Steuererklärungen und nach der Pünktlichkeit in der Erfüllung seiner steuerlichen Verpflichtungen. Diese beiden Eigenschaften stellten die Grundlage wahrer Treue zum Staat und damit zur Volksgemeinschaft dar. Je stärker diese Eigenschaften sich ausprägten, um so größer gestalte sich das Maß, um das die Steuerlast gemildert werden könne

und um so stärker seien infolgedessen die Voraussetzungen für eine durchgreifende Gesundung der sozialen, wirtschaftlichen und finanziellen Dinge unseres Volkes.

Mangel an Ehrlichkeit und Pünktlichkeit in der Erfüllung der steuerlichen Verpflichtungen bedeute Mangel an Treue zum Staat und zur Volksgemeinschaft. Um diesen Mangel aus dem Kreis unserer Volksgenossen möglichst auszuschließen und gleichzeitig die Kraft des Staates zur Erfüllung seiner Aufgaben zu stärken, kündigt, wie das RdZ meldet, Staatssekretär Reinhardt an, daß in Zukunft eine Liste der säumigen Steuerzahler aufgelegt werden wird, und zwar erstmalig im Frühjahr 1935 für das Jahr 1935.

In die Liste der säumigen Steuerzahler wird aufgenommen, wer am 1. Januar 1935 mit Steuerzahlungen aus der Zeit vor dem 1. Januar 1935 rückständig ist oder es im Jahre 1935 hinsichtlich einer Zahlung oder Vorauszahlung zu einer zweimaligen Mahnung kommen läßt. Der Staatssekretär betont, daß es deshalb im Interesse eines jeden Steuerpflichtigen liege, die vorhandenen Steuerrückstände sobald wie möglich, spätestens bis Ende Dezember 1934, restlos zu begleichen und ab Januar 1935 die einzelnen Steuerzahlungen stets pünktlich zu entrichten.

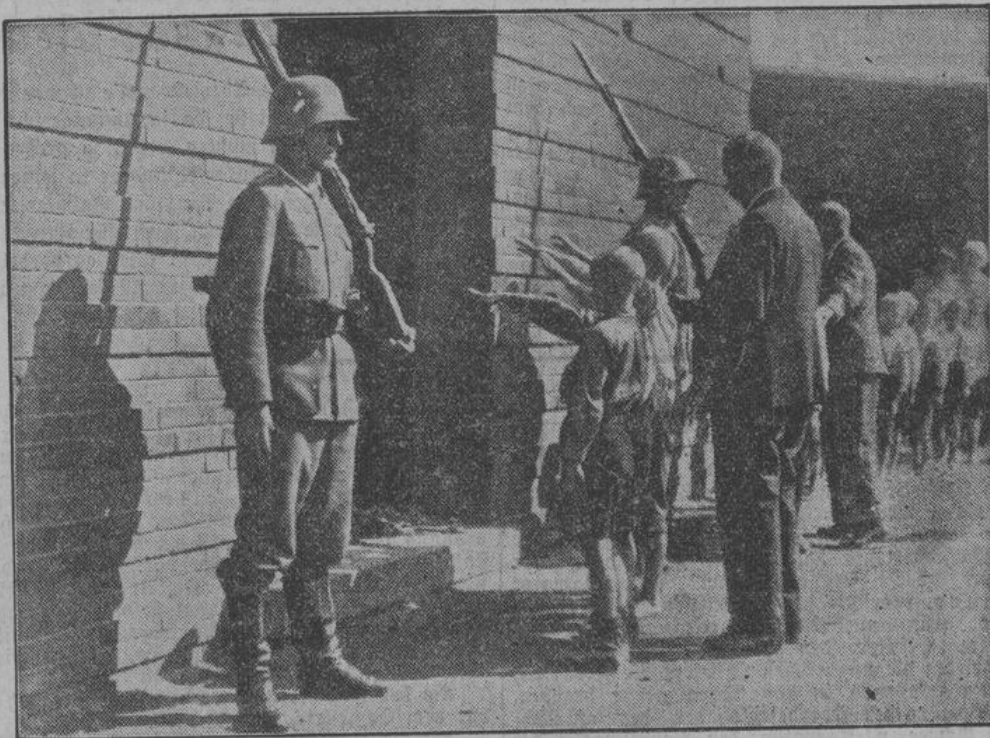
Das Nationalheiligtum in Tannenberg.

Wallfahrten zum Grabe Hindenburgs

DNB Hohenstein, 10. August.

Der starke Zustrom zum Tannenberg-Nationaldenkmal hält ununterbrochen an. Ein ungewöhnlich starker Autoverkehr bringt ebenso wie die Reichsbahn immer neue Tausende nach Hohenstein, und vom frühen Morgen bis zur Dunkelheit stehen die Menschen vor dem Eingangstor, um einzeln ins Denkmal hineingelassen zu werden und am Sarge Hindenburgs vorbeizugehen. Eine selbstverständliche Disziplin regiert die Geduld der Wartenden und läßt sie die Säule der Betreten des Denkmals entbehren. Tiefste Stille herrscht im Innenhof. Die Jugendherbergen auf dem Denkmalstern, die Verkaufsstände auf dem Eingangsturm sind verschwunden. Kein Händler darf den äußeren Denkmalsplatz betreten und die ehrsüchtige Wartenden führen. Ein Kommando von 28 Gendarmen überwacht den Denkmalshof; vier Gendarme halten die Nachtwache.

Die Besucher werden am Hindenburgturm vorbei zum Ausgangsturm geleitet. Auf dem sauber ausgeräumten Ehrenhofe leuchtet die Farbenpracht der zahlreichen Kränze. Die Kranzschleifen sollen später im Fahnenstange aufbewahrt werden. An jedem Morgen werden an den hohen Masten vor dem Denkmal zwei Kriegsgewinde und beide Reichsflaggen hochgezogen, die Wache tritt an, zwei Landjäger stehen neben dem Hindenburgturm, zwei Posten nehmen neben der offenen Tür zur Hindenburg-Grabkammer Aufstellung. Die Offizierschrenkwe am Sarge ist durch Unteroffizierwachen übernommen. 1½stündlich wird diese Wache am Sarge abgelöst; der Posten präsentiert, die Landjäger salutieren. 14 Tage hindurch ist der Eintritt in das Denkmal frei. Täglich kommen u. a. auch viele Schulen her. Am Donnerstag weihen die beiden Töchter Hindenburgs, Frau von Penz und Frau von Brodhagen, mit zwei Enkelkindern am Sarge ihres Vaters. Täglich wird die Begräbnisstätte im Hindenburgturm mit 8000 frischen Rosen bezogen. Dahlien neu geschmückt.



Noch immer ziehen in Tannenberg zum Ehrenmal trauernde deutsche Volksgenossen aller Schichten und aller Altersklassen an dem heimgegangenen Generalfeldmarschall bis zur endgültigen Beisetzung im Hindenburgturm. Man sieht hier Kinder, die dem toten Vater des Vaterlandes den letzten Gruß entbieten.

Frankreich gute Beziehungen zwischen Moskau und den beiden französischen Verbündeten auf der Balkanhalbinsel, Jugoslawien und Rumänien, für Moskau auch im weltpolitischen Aspekt großen Wert haben können. Durch seine Balkanpolitik möchte Rußland auch gleichzeitig einen gewissen Druck auf das mit Rumänien verbündete Polen ausüben, dem man trotz aller Räte im Zusammenhang mit der Haltung Polens gegenüber dem Nordpakt in letzter Zeit in der Sowjethauptstadt im wachsenden Maße mißtraut.

Die Balkanabteilung des Außenkommissariats in Moskau ist in den letzten Wochen und Monaten stark ausgebaut worden, prominente Diplomaten als Gesandte gehen und ein guter Kenner des europäischen Südostrums und des Nahen Orients, wie der neue Sowjetbotschafter in Ankara, Karachan, wird von der Türkei aus die Entwicklung der Beziehungen

zwischen Rußland und den Balkanstaaten weitgehend beeinflussen können.

Es wird davon gesprochen, daß der frühere stellvertretende Außenkommissar Sokolnikow Nachfolger des verstorbenen Botschafters Dowgalewski in Paris werden soll bezw. nach Rom ernannt werden wird, wenn der jetzige römische Botschafter der Sowjetunion Potemkin den Posten in Paris übernimmt. In diesem Falle würde der in Moskau sehr geschätzte Sowjetgeschäftsträger in Paris, Mosonberg, erster Sowjetgesandter in Bukarest werden. Mosonberg gilt als einer der ausgesprochensten Befürworter des „französischen Kurzes“ der russischen Außenpolitik und würde daher in Rumänien entsprechend wirken können. Nach dem Eintreffen Karachans in Ankara ist jedenfalls mit einer starken Belebung der russischen Aktivität auf dem Balkan und dem Nahen Orient zu rechnen.

Die Saarfrage vor dem Völkerbund.

DNB Genf, 11. August.

Das Programm für die 81. Tagung des Völkerbundesrates, die am 7. September beginnen soll, wurde am Freitag vom Völkerbundssekretariat veröffentlicht.

Unter den 19 Punkten, die zur Verhandlung stehen, begegnen nur wenige einem allgemeinen Interesse. Im ganzen ist das Programm noch nichtig, doch weiß man aus Erfahrung, daß es oft in letzter Minute noch vervollständigt werden kann.

Für Deutschland hat Punkt 15 ein gewisses Interesse, da der Rat sich hier mit einigen Minderheitsbeschwerden beschäftigen soll. Darunter fallen die Frage der Erlaubnis zum Alkoholabsatz in Polen und die Beschwerde des Fürsten Pleß wegen der willkürlichen Maßnahmen polnischer Behörden in seinen Betrieben. Hierzu werden Gegenbemerkungen der englischen Regierung angekündigt.

Punkt 16 ist neuartig. Er betrifft die Klagen von Schweizer Bürgern wegen Kriegsschäden während des Weltkrieges. Die Schweizer Regierung hat sich, wie feinerzeit gemeldet, selbst dieser Sache angenommen und sie dem Völkerbund unterbreitet.

Punkt 17 steht eine Verhandlung über den ewigen Streit zwischen Bolivien und Paraguay vor.

Als letzter Punkt 19 steht auf der Tagesordnung die bei weitem wichtigste Frage: die Saarfrage, von der es kurz heißt: „Bereitende Maßnahmen im Hinblick auf die Volksabstimmung, Arbeit des Dreierkomitees und der Abstimmungskommission. Auch hier sind Bedeutung und Ausdehnung der neuen Saaraussprache noch nicht zu ermessen.“

Für einen Vertrag zwischen den baltischen Staaten.

DNB Riga, 11. August.

In einer Rede in Libau (Liepaja) führte der lettische Ministerpräsident und Außenminister Umanis aus: Wir müssen für eine Zusammenarbeit der Länder am Baltischen Meer nachdrücklich eintreten. Die Aufgabe Lettlands besteht an erster Stelle darin, seine Kräfte mit denjenigen seiner Nachbarn zu vereinen, wo die geschichtlichen, geographischen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse den leichtesten Erfolg ermöglichen. Wir verfolgen diese Aufgabe vom ersten Tage unserer Unabhängigkeit an. Die lettisch-litauische Union, die immer enger wird, ist die erste Frucht unserer Bemühungen. In diesem Jahre machte auch Litauen die seit langem erwartete Bewegung in Richtung auf eine engere Zusammenarbeit. Wir können optimistisch sein, da die Stellung Lettlands unter seinen Nachbarn stark ist und die Gesamtlage an den Gestaden des Baltischen Meeres keine Furcht rechtfertigt. Die baltischen Staaten stehen auf dem Standpunkt, daß die Lage in Osteuropa so weit gereift ist, daß man eine dauerhafte Verstärkung durch einen den bestehenden Beziehungen entsprechenden Vertrag ins Auge fassen kann.

Bedrohung der Goldwährung?

(1) Paris, 11. August.

In Pariser Finanzkreisen wird die Verstaatlichung der Silberbestände in den Vereinigten Staaten von Amerika mit Ruhe aufgenommen, obwohl man diese Maßnahme jenseits des Ozeans teilweise als eine Bedrohung der Goldpolitik der Länder mit Goldwährung hinstellte. In Paris glaubt man nicht daran, daß sich die amerikanische Währungsmaßnahme auf die französische Währungspolitik oder auch nur auf das System der internationalen Zahlungen der Länder mit Goldwährung auswirken wird. Die Goldbestände, die Frankreich in den Vereinigten Staaten liegen hat, sollen außerordentlich gering sein. In Pariser Finanzkreisen sieht man in der Verstaatlichung des Silbers übrigens nicht unbedingt einen Hinweis auf eine neue Entwertung des Golddollars.

Französischer Kabinettsrat.

(1) Paris, 10. August.

Im Verlauf des Kabinettsrats, der am Freitag vor mittag zusammengetreten ist, überreichten die Staatsminister ohne Portefeuille Herriot und Tardieu dem Ministerpräsidenten ihren Bericht über ihre Preisuntersuchungen für Fleisch- und Milchprodukte im Einzelhandel. Der Justizminister wurde ermächtigt, beim Wiederzusammentritt der Kammer einen Gesetzentwurf einzubringen, der Maßnahmen gegen die gegen die nationale Einheit gerichteten Währungsmaßnahmen enthält. (Offenbar ist hierbei an die Bretagne gedacht).

Der stellvertretende Außenminister Pietri gab eine Übersicht über die internationale Lage und über den Stand der Ostpaktverhandlungen. Nach Erledigung einer Reihe von Finanzfragen durch den Finanzminister berichtete der zukünftige Minister über die Zwischenfälle im Bergwerk Escarpelle, die zur Ausweisung derjenigen ausländischen Bergarbeiter geführt haben, die sich aktiv an der Streikbewegung am 7. August beteiligten und, wie es in der amtlichen Mitteilung über den Ministerrat heißt, „damit das Wohlbefinden Frankreichs mißbrauchten, das trotz der Arbeitslosigkeit zahlreiche ausländische Arbeiter auf französischem Boden zulasse.“

Der stellvertretende Innenminister teilte ferner mit, welche Maßnahmen getroffen seien, um die Constatation wiederhergestellte Ordnung aufrechtzuerhalten.

Der Landwirtschaftsminister gab einen Überblick über die Lage des Getreidemarktes. Obgleich eine zuverlässige Schätzung der diesjährigen Ernte nicht möglich sei, werde sie wesentlich geringer sein als im vorigen Jahre. Der Ministerrat hat zur Stützung des Getreidemarktes verschiedene Maßnahmen beschlossen. Der Arbeitsminister erstattete über den Stand der Vorarbeiten des Arbeitsbeschaffungsplanes Bericht. Außenminister Barthou und Innenminister Sarraut haben an dem Kabinettsrat nicht teilgenommen, da sie sich in den Ferien befinden. Der nächste Kabinettsrat wird am 30. August stattfinden.

Staatsreform in Frankreich?

(1) Paris, 11. August.

Zu dem Kabinettsrat, der Freitagvormittag stattfand, verlautet noch, daß der geplante Entwurf zur Verfassung eine Reihe von Änderungen enthält, die nicht nur eine gezielte Handhabung zum Einschreiten gegen autoritäre Elemente in der Bretagne, sondern auch gegen Kommunisten im Elsaß geben soll.

Nach dem Kabinettsrat haben Arbeitsminister Marquet und Pensionsminister Rivollet dem Ministerpräsidenten einen Entwurf zur Staatsreform unterbreitet, den sie vorbereiten beauftragt worden waren. Der Ministerpräsident wird diesen Plan während seiner Ferien, die er von Sonntag ab in seinem Landgut in Tourneville in Südfrankreich fortsetzt, prüfen und befreit sich vor ihm dem nächsten Kabinettsrat zu unterbreiten. Der Ministerpräsident selbst dürfte seine Ansicht zur Verfassungsreform kurz vor Wiederzusammentritt des Parlaments im September bekanntgeben.

Salzüberfluß in Frankreich.

(1) Paris, 10. August.

Die Salzgewinnung aus dem Meer, die an der Küste von St. Martin de Ré betrieben wird, hat sich als Ueberproduktion erwiesen. Es gelingt den Salzzeugern nicht mehr, ihre Ware abzugeben. In den Vorratslagern befindet sich noch Salz, das im vorigen Jahre gewonnen worden ist, in großer Menge. Die Salzproduzenten beabsichtigen daher in der Mehrzahl, ihr Gewerbe vom nächsten Jahr an aufzugeben.

Ausweisung polnischer Bergarbeiter.

(1) Paris, 10. August.

Zwei Angestellte des Bergwerks, dem die 89 ausgewiesenen Polen in Escarpelle angehörten, haben Freitag im polnischen Konsulat in Lille vorgesprochen und gebeten, die Pässe für die Ausgewiesenen und ihre Familien bis Sonnabend vormittag auszustellen. Das polnische Konsulat in Lille hat erklärt, daß es bei allem Fleiß nicht imstande sei, in so kurzer Zeit die Pässe für 89 Bergleute und 57 sie begleitende erwachsene Personen, auszustellen. Nichtsdestoweniger werden 200 Polen, darunter 89 Bergleute und 57 Frauen und Kinder, ihren bisherigen Wohnort am Sonnabend früh um 9 Uhr verlassen und den Sonderzug besteigen, der sie bis zur polnischen Grenze fahren soll. Dieser Sonderzug wird in Lille auf einem toten Gleis so lange warten, bis die Pässe für die Anreisen durch das polnische Konsulat ausgestellt sind.

Der Minister für öffentliche Arbeiten, Gladin, empfing am Freitag eine Abordnung des Bergarbeiterverbandes und teilte ihr mit, daß die Behörden die Vorkehrungen in dem Bergwerk von Escarpelle nicht verallgemeinern und alle ausländischen Bergarbeiter maßregeln wollten. Die Regierung werde darauf sehen, daß niemand die Gesetze übertreffe; aber sie denke nicht daran, die bisher gegenüber den ausländischen Arbeitskräften befolgte Politik zu ändern.

Gegen illegale Einwanderung nach Palästina.

Jerusalem, 11. August.

Die Palästina-Mandatsregierung gab einmalig und über die regelmäßige, zweimal im Jahr erfolgende Zuteilung von Einwanderungszertifikaten hinaus 1200 Erlaubnisheine für jüdische Arbeiter zur Einwanderung nach Palästina frei. Dies ist das zweite Mal in der Geschichte des Mandatslandes Palästina, daß ausnahmsweise zwischen durch Einwanderungszertifikate freigegeben wurden; das erste Mal geschah es während der Amtsperiode von Sir Herbert Samuel als Oberkommissar Palästinas. Die Einwanderungszertifikate sollen diesmal zugunsten der sogenannten Schwerindustrie in Palästina gegeben worden sein, d. h. der Palestine Potash Company, die Kali und Brom am Toten Meer gewinnt, und der Palestine Electric Corporation, die ein Kraftwerk am Jordan unterhält, sowie der Neher-Zementfabrik in Haifa.

Zur Abwehr der illegalen Einwanderung von Juden nach Palästina, die in steigendem Maße durch hierfür entstandene Organisationen über die Grenze geschmuggelt werden, hat sich ein arabischer Grenzschutz gebildet, der der Polizei jeden Juden, den er bei der ungesetzmäßigen Ueberschreitung der Grenze ertappt, zuführt. Alle paar Tage werden die Zahlen der auf solche Weise verhafteten Juden veröffentlicht. Die Polizeibehörden führen Juden, die die Grenze ungesetzmäßig überschritten, dem Gericht und Gefängnis zu.

Die ungarische Armee ehrt die deutschen Gefallenen.

Berlin, 9. August.

Der Oberbefehlshaber der königlich-ungarischen Armee, v. Karpathy, der in Begleitung des Majors v. Szurmay die königlich-ungarische Regierung und Ar-



Erzelenz von Karpathy im Gespräch mit dem Berliner Stadtkommandanten Generalmajor Schaumburg.

Der Stand des Ostpaktes.

Die „Times“ zu den Verhandlungen.

London, 11. August.

Der Pariser Vertreter der „Times“ berichtet: Die Verhandlungen über einen Sicherheitspakt in Osteuropa nähern sich einem entscheidenden Abschnitt. Die französische Regierung erwartet eine baldige Mitteilung der polnischen Regierung über ihre Haltung gegenüber dem Vorschlag. Sie hat die polnische Regierung darauf hingewiesen, wie wichtig es sei, noch vor dem Zusammentritt der Völkerversammlung im September für oder gegen den Pakt zu nehmen. Die polnische Antwort wird, gleichviel, ob sie günstig oder ungünstig lautet, das Ende der ersten Phase der Verhandlungen darstellen.

Nachdem die baltischen Staaten bereits ihr grundsätzliches Einverständnis erklärt haben, bleibt dann noch die Stellungnahme der Reichsregierung abzuwarten. Der Grund für den französischen Wunsch, vor September zumindest zu einer vorläufigen Entscheidung zu kommen, ist darin zu suchen, daß es jetzt

endgültig feststeht, daß Sowjetrußland auf der September-Versammlung den Antrag auf Zulassung zum Völkerbund stellen wird. Falls die Aufnahme erfolgt, würde dies der erste Schritt zur Verwirklichung des Paktes bedeuten. Die Franzosen erwarten, daß es dann eine Periode eifriger Verhandlungen geben wird, für die sie völlig gerüstet zu sein wünschen. Nach französischer Ansicht müßten die Verhandlungen möglichst beschleunigt werden, um gewisse Gefahrenquellen in Osteuropa zu stopfen.

Die Franzosen erklären, wenn Polen und Deutschland nicht teilnehmen wollten, dann müsse der Pakt ohne sie abgeschlossen werden, im Notfall sogar nur zwischen Frankreich und Rußland. Der Korrespondent fügt hinzu, die Franzosen behaupten nicht, daß die Mitgliedschaft im Völkerbund oder eine Verständigung mit Frankreich für die Sowjetregierung eine ideale Lösung der russischen Probleme bedeute. Die Sowjetregierung brauche Sicherheit im Westen, die ihr die Möglichkeit geben würde, der wirklichen oder vermeintlichen japanischen Gefahr gegenüberzutreten.

Der Führer in der Ausstellung „Die Straße“.



Der Führer und Reichskanzler besichtigte am Donnerstag in München die Ausstellung „Die Straße“.

Ein goldenes Luftschiff-Jubiläum.

Vor 50 Jahren erstes lenkbares Luftschiff.

Pünktlich wie die Eisenbahn, sicher, zuverlässig und bequem überquert das Luftschiff „Graf Zeppelin“ die Ozeane. Aus dem modernen Verkehrsleben sind seine Fahrten überhaupt nicht mehr wegzudenken. Mit gelassener Selbstverständlichkeit verfolgen wir die kurzen Nachrichten über Start und Landung des gewaltigen Fahrzeugs. Und doch sind es in diesen Tagen erst 50 Jahre her, daß einer seiner Vorläufer als erstes lenkbares Luftschiff sich in die Lüfte erhob, nach einigen Schleifen wendete und wieder an den Ausgangspunkt zurückkehrte.

Seitdem im Jahre 1783 Montgolfier mit seinem von erhitzter Luft getragenen Ballon in Paris aufstieg, war, beschäftigt sich die Phantasie von Erfindern und Projektmachern, von Gelehrten und Schwindlern unablässig mit dem Problem, den Ballon lenkbar zu machen. Unabhängig von der Luftströmung, nach dem Willen seines Lenkers eigene Bahnen verfolgend — das war das Zukunftsideal aller dieser Männer. Als die erhitzte Luft zum ersten Mal dem Gasgemisch weichen mußte, da war man in der Luftfahrt wohl ein großes, gewaltiges Stück vorwärts gekommen. Aber lenkbar war auch dieser Ballon noch nicht. Mit Hilfe von Segeln und Schlepplinien wollte man ihn in eine bestimmte Richtung zwingen, aber alle diese Notbehelfe schufen noch keine Lösung.

mee bei den Beifungsfeierlichkeiten am Tannenbergs Denkmal betreten hatte, legte am Donnerstag mittag am Ehrenmal einen Kranz nieder. Der prachtvoll gekleidete Vorbertrug trug auf grün-weiß-roter Schleife die Aufschrift: „Den gefallenen Helden der ruhmreichen deutschen Armee. Die königlich-ungarische Honved.“ Vor dem Ehrenmal hatte eine Kompanie des Berliner Wachregiments Aufstellung genommen. Der Kommandant der Stadt Berlin, Generalmajor Schaumburg, begrüßte die ungarischen Militärs, die in schlichter grün-blauer Uniform mit Stahlhelmen erschienen waren. Unter den Klängen des Präsentiermarsches schritten die ungarischen Offiziere die Front ab, um sich dann zusammen in das Ehrenmal zu begeben. Anschließend nahm der Oberbefehlshaber der königlich-ungarischen Armee, v. Karpathy, den Vorbertrug der Ehrenkompanie ab.

Neuartige Anwerbung von Fliegern in England.

London, 11. August.

„Daily Mail“ berichtet über eine Neuerung, die in der englischen Luftstreitmacht im Zusammenhang mit dem neuen Bauprogramm eingeführt wird.

Lehrlinge im Alter von 15 bis 17 Jahren, die in der Rüstungs- und Funkindustrie sowie im photographischen Gewerbe tätig sind, sollen angeworben und als Beobachter ausgebildet werden. Auch der Nachwuchs an Flugzeugführern soll auf dieselbe Art gewonnen werden. Flieger, die zu Beobachtern ausbilden sind, müssen zunächst einen zweimonatigen Kurs in der Bedienung von Maschinengewehren und im Bombenabwerfen machen.

Entspannung in Constantine.

(1) Paris, 10. August.

Der Generalgouverneur von Algerien, Carde, der seinen Urlaub unterbrochen hat und wegen der Zwischen-

Ein goldenes Luftschiff-Jubiläum.

Erst die Erfindung der Kraftmaschinen brachte auch hier neue Fortschritte. Schon 1852 wurde eine kleine Dampfmaschine, die drei PS zu leisten vermochte, in ein kleines französisches Luftschiff eingebaut. Aber die damit erzielte schmeckenhafte Geschwindigkeit verlagte bei dem geringsten Luftdruck. Zwei Jahrzehnte später zog man eine Gasmaschine zum Antrieb heran. Ein Deutscher, Paul Haeckel, war es, der in Oesterreich seine Versuche anstellte, aber auch sie scheiterten zuletzt an der Unzulänglichkeit der Mittel. Inzwischen aber war die grundlegende Umwälzung der ganzen Kraftwirtschaft durch die Erfindung eines brauchbaren Elektromotors eingetreten. Und im Jahre 1884 startete in Frankreich ein Ballon von knapp 2000 Kubikmeter Inhalt, dessen Schraube von einem Elektromotor von 8,5 PS angetrieben wurde. 23 Kilometer in der Stunde: das war das stolze Ergebnis dieser ersten Fahrt. Am 9. August 1884 fand sie statt. Das Luftschiff befand sich bei völliger Windstille, auf die man allerdings mehrere Wochen gewartet hatte, in der Luft eine Nacht und wurde dann an seinen Ausgangspunkt zurückgeführt. Zum ersten Mal war es gelungen, einem Ballon die Eigenbewegung zu geben.

Noch aber war die Antriebsquelle zu wenig leistungsfähig, noch verbrauchte sie, da ja umfangreiche Batterien mitgeschleppt werden mußten, einen zu großen Teil der Tragkraft. Erst der Automobilmotor in seiner Durchbildung durch die Deutschen Benz und Daimler, ermöglichte es, leistungsfähige Maschinen auch für Luftschiffe herzustellen. Dem Grafen Zeppelin blieb es vorbehalten, die beschriebenen Versuche seiner Vorläufer zum Weiterfolg zu führen.

fälle in Constantine nach Algerien zurückgekehrt ist, hat dem französischen Innenministerium seinen ersten Bericht übermittelt. Er teilt darin mit, daß ihm eine Abordnung der mohammedanischen Bewohner von Constantine berichtet habe, daß alles getan worden sei, um die Ruhe wiederherzustellen. Er habe auch eine Abordnung der israelitischen Gemeinde von Constantine empfangen und ihr zugesichert, daß das unternommene Werk der Gerechtigkeit fortgeführt werden solle. Der Generalgouverneur betont schließlich, er habe den Eindruck, daß beide Parteien ihre Verpflichtungen achten würden. Da die Ruhe vollkommen wiederhergestellt sei, werde er seinen Urlaub fortsetzen.

Am heutigen Freitag werden 150 Unruhestifter vor dem Schnellrichter erscheinen.

Abschaffung der großen Anfangsbuchstaben in Dänemark.

Kopenhagen, 11. August.

Die Vertreterversammlung der dänischen Lehrervereinigung hat am Mittwoch einen Beschluß gefaßt, der in der dänischen Öffentlichkeit zu großen Auseinandersetzungen Anlaß geben dürfte. Nach längerer zum Teil recht lebhafter Aussprache wurde mit etwa 160 gegen 18 Stimmen eine Entschließung angenommen, die sich für die teilweise Abschaffung der großen Anfangsbuchstaben ausspricht. Die darauf hinzulegenden Bestrebungen haben besonders in Schriftstellerkreisen seit längerer Zeit heftigen Widerstand hervorgerufen. Von Bedeutung ist deshalb eine Erklärung des dänischen Unterrichtsministers, der sich zwar als Anhänger der Abschaffung der großen Anfangsbuchstaben bezeichnet, übertriebene Maßnahmen auf dem Verwaltungswege aber ablehnt.

Waffenfunde bei Klagenfurt.

DNB Wien, 10. August.

Gestern wurde in einer Ziegelei bei Klagenfurt durch die Gendarmerie festgestellt, daß dort Sprengkörper erzeugt wurden. Sprengkörper wurden noch vor-

gefunden. Nach den bisherigen Erhebungen ist festgestellt, daß die Sprengmittel von Klagenfurt in die Ziegelei gebracht und dort die Sprengkörper gefüllt wurden. Außerdem wurden in der Ziegelei zwei Maschinenpistolen, acht Gewehre und ziemlich viel Munition aufgefunden. In diesem Zusammenhang wurden bereits mehrere Personen verhaftet, weitere Verhaftungen stehen bevor.

Zuchthaus für KPD-Funktionär.

Berlin, 11. August.

Wegen Vorbereitung zum Hochverrat verurteilte der 1. Senat des Volksgerichtshofes am Freitag den 31-jährigen führenden kommunistischen Funktionär Walter Duddins entsprechend dem Antrag des Reichsanwalts zur zuchthäuslichen Haftstrafe von 3 Jahren Zuchthaus. Auf die Strafe werden 8 Monate der Unterjuchungshaft angerechnet.

Duddins war, wie vom Vertreter der Reichsanwaltschaft in seiner Anklageurkunde vom Vorsitzenden bei der Urteilsbegründung angeführt wurde, einer der geschäftlichen Vertreter der KPD in Deutschland, der vom Zentralkomitee mit den wichtigsten Posten innerhalb der Parteiarbeit betraut worden war. Im Mai 1930 wurde er als politischer Leiter in den Bezirk Groß-Berlin berufen, der bei der KPD neben Groß-Berlin und dem Ruhrgebiet als wichtigster Bezirk und als Schlüsselstellung im Herzen Deutschlands größte Bedeutung fand. Hier hat er durch seine planmäßige Arbeit die KPD wesentlich gefördert. Seine Flugblätter aus der damaligen Zeit wie auch seine öffentlichen Reden tragen zum großen Teil hocherrätischen Charakter und dienen in einzelnen Fällen auch der Zersetzung der Polizei. Nach der nationalsozialistischen Revolution war Duddins eine Zeit lang flüchtig und ging dann nach Groß-Hamburg, wo er im Auftrag der Zentralkommission der KPD die Partei wieder aufzubauen hatte. Bisherig ist, daß es ihm gelang, binnen kurzem wieder 12000 zahlende Mitglieder zusammenzufassen. Während seiner Hamburger Zeit hat Duddins auch Reisen zur marxistischen Parteischule in Kopenhagen unternommen, wo für Deutschland bestimmte Funktionäre ausgebildet wurden.

15 Gehöfte niedergebrannt.

Friedland (Mecklenburg), 11. August.

Das Bauerndorf Schwichtenberg wurde in der Nacht zum Sonnabend von einem verheerenden Großfeuer heimgesucht. Das Feuer breitete sich infolge der Trockenheit und des starken Windes mit rasender Schnelligkeit auf die angrenzenden Gebäude aus. Insgesamt wurden 15 Gehöfte mit 48 Gebäuden, davon elf Wohnhäuser, eingeebnet. Zahlreiche Kühe, Pferde, Schweine und viel Federvieh kamen in den Flammen um. Die Geschädigten stehen vor dem Nichts. Die aus der Umgegend erschienenen Feuerwehren konnten in der Frühe das Feuer eindämmen. Die unmittelbar an der Brandstätte stehende Dorfkirche blieb vor den Flammen bewahrt.

Dies ist die dritte Brandkatastrophe im Dorf innerhalb von fünf Jahren. Im Herbst 1929 brannten 18 Gehöfte und im Spätsommer 1930 insgesamt 12 Gehöfte nieder. Damals wurde Brandstiftung festgestellt, ohne daß es gelang, die Täter zu ermitteln. Auch diesmal soll wieder Brandstiftung die Ursache des Feuers sein.

14 Bergsteiger vom Unwetter überrascht.

Zwei vom Bliz verfehlt.

Berchtesgaden, 11. August.

Auf einer Tour vom Waghmannshaus zum Josef wurden 14 Bergsteiger von einem Gewitter überrascht. Die Touristen konnten zwar die knapp unter dem Gipfelkreuz liegende Unterfuchshütte noch erreichen, hatten aber hier bange Minuten durchzumachen. Mehrmals schlug der Blitz in das Kreuz und in die Hütte ein. Ein Berliner Herr wurde von einem Blizstrahl an der linken Körperseite getroffen. Der Tourist Ferdinand Schöhl aus Nürnberg wurde gleichfalls vom Bliz getroffen, aber nur unbedeutend an den Füßen verletzt. Die Bergsteiger erreichten später das Waghmannshaus. Der jüngste dieser Touristen, ein Saarländer, ist erst 18 Jahre alt.

Ein alter deutscher Kreuzer verkauft.

(1) Paris, 10. August.

Der frühere deutsche Kreuzer „Königsberg“, der nach der Auslieferung an Frankreich in der französischen Kriegsmarine unter dem Namen Kreuzer „M 3“ Dienst tat, ist im Hafen von Brest für 301 000 Franken verkauft worden. Von den ausgelieferten Schiffen der alten deutschen Kriegsmarine steht nur noch der umgearbeitete und modernisierte Kreuzer „Strachburg“ im Dienst.

Es handelt sich hierbei um den Ersatzbau für den bald nach Kriegsausbruch nach hartem Kampf gegen feindliche Uebermacht an der ostafrikanischen Küste untergegangenen Kreuzer gleichen Namens.

Roosevelt wieder daheim.

Washington, 10. August.

Nach einer Abwesenheit von 41 Tagen kehrte Präsident Roosevelt am Freitag mittag nach Washington zurück. Auf dem Bahnhof wurde er von einer tausendköpfigen Menge begeistert begrüßt.

Eine Frau und zwei Männer in Amerika wegen Gattenmordes hingerichtet.

Newport, 10. August. Kurz vor Mitternacht wurden im Gefängnis von Sing-Sing Frau Anna Antonio und ihre beiden Helfershelfer hingerichtet. Frau Antonio hatte ihren Gatten ermordet, um Versicherungs-gelder zu erhalten. Sie ist die zweite Frau, die in den letzten 25 Jahren im Staate Newport hingerichtet wurde.

Eine Wasserhohe im Departement von Sagne-et-Loire.

(1) Paris, 10. August. In der Gegend von Charolles (Departement Sagne-et-Loire) ging am Donnerstag eine Wasserhohe nieder, die ungeheuren Schaden anrichtete. In vielen Orten stand das Wasser in den Häusern 50 bis 60 cm hoch. Mehrere Gehöfte wurden durch Blizschläge in Brand gesteckt. Eine Menge von Kindern und Pferden ist umgekommen.

Wetterbericht.

Essen, 11. August (Drahtbericht).

Wettervorhersage für Sonntag:

Noch frische um West schauende Winde, wechselnd, meist stärker bewölkt mit einzelnen Schauern, kein Temperaturanstieg, erst später wieder abflauende Winde und langsam wärmer. — Vorhersage für Montag: Wetterberuhigung, zeitweise stärker aufgeweicht, später wärmer. — Vorhersage für Dienstag: Wieder Rückbrechen der Winde auf südwestliche Richtungen, langsame Temperaturzunahme.

Japan überbevölkert?

Von
Dr. Colin Koß.

Die Japaner sind scheinbar ein „Volk ohne Raum“. Sie behaupten es wenigstens nachdrücklich, und viele andere sprechen es ihnen nach. Wenn sich Japan — so erklärt Colin Koß in seinem fesselnden Buch „Das Meer der Entscheidung“ (Brodhaus, Leipzig), dem wir untenstehende Zeilen entnehmen — jedoch zu einer Umstellung seiner Ernährungsgrundlage vom Reis und Fisch auf Korn und Fleisch verstehen könnte, wäre es mit einem Schlage schwerwiegender Sorgen ledig.

Wie eine Gezeitenwelle schlägt alljährlich die Schär der maritimen Saisonarbeiter vom japanischen Stammland auf die Inseln im Norden hinüber. Mit Amori auf der Nordspitze von Nippon ist Japan eigentlich zu Ende. Was dann kommt, ist bestenfalls Kolonie, noch nicht eingegliedertes, fremdartiges, raues, unfreundliches Land, und vor allem Leeres Land. Leben rings um die japanische Inlandsee mehr als 200 Millionen auf dem Quadratmeter, so sind es auf Hokkaido nur 19, auf dem japanischen Sachalin ist die Bevölkerungsdichte unter 1 pro Quadratmeter, und auf den ganzen Kurilen wohnen überhaupt nicht mehr als 5000 Menschen.

Aber wenn sich die großen Heringszüge nähern, schwillt die Bevölkerung. Dann kommen die Sachlengänger aus dem eigentlichen Japan zum Fang, und an manchen Küsten auf den Nordinseln steigt die Bevölkerung auf das Fünf- bis Zehnfache.

Japan lebt von Reis und Fisch. Fisch und Reis wird gleich nach dem Erntestrich zum Frühstück genossen, auf der Mittagsstapel steht Fisch in den verschiedensten Formen, gekocht, gebraten, geräuchert und roh, und auf dem Abendessen nicht minder. Die Beschaffung von Fischen in ausreichenden Mengen ist für Japan eine Lebensfrage. Die Bevölkerung des Inselreiches ist durch Jahrhunderte hindurch mit etwa 30 Millionen gleichgeblieben. Seit der Entdeckung des Landes durch die Westler hat sie sich nahezu verdoppelt. Damit wurde die Reisdecks zu knapp. Reis muß aus China, Indochina und Indien eingeführt werden. Doppelt wichtig ist es daher, daß der zweite Hauptfaktor der Ernährung im eigenen Reich und Wirtschaftsbereich in genügender Menge beschafft werden kann. Die Ausdehnung Japans nach Norden diente nicht zum wenigsten japanischen Fischereinteressen und der Sicherung reicher Fischgründe. Auch im Frieden von Portsmouth, der den russisch-japanischen Krieg endete, verfolgten die Japaner die gleiche Politik und forderten und erhielten Fischereigerechte am den russischen Küsten des Amurgebietes und vor Kamtschatka. Diese Rechte liefen allerdings nur auf 12 Jahre, wurden jedoch auf „einige“ Zeit verlängert.

Die japanische Hochseefischerei steht technisch noch in den Kinderschuhen. Organisatorisch und finanziell ist sie zwar überwiegend Großbetrieb. Die Fischer in den armenigen Küstendörfern sind nur zum geringsten Teil eigene Unternehmer, die meisten arbeiten in festem Lohn für eine Fischereigesellschaft, aber sie fahren in ihren alten primitiven Kähnen auf See, Flachsbooten, die nur beschränkt segelfähig sind und die zahlreiche Besatzung als Ruderer benötigen. Da man sich in diesen Booten nicht allzu weit vom Land entfernen kann, braucht Japan Küsten, die in neue Fischgründe reichen, und gewann sie mit Hokkaido, Sachalin und den Kurilen.

Der Gedanke der japanischen Regierung war, mit der Erschließung Hokkaidos nicht nur Fisch, sondern auch Nahrungsmittel für seine rasch wachsende Bevölkerung im eigenen Lande zu sichern. Gleich hinter Halabala kamen wir in Reiseländer. Allein das dauerte nicht lange, und bald traten an ihre Stelle Nadel mit Gerste, Weizen und schließlich Weizen, Weizen, endloser Weizen.

Es ist eine Visionswahnheit, daß Japan an Ueberbevölkerung leidet. Die Tatsache drängt sich einem auf, wo immer man durch die japanische Hauptinsel reist. Jedes Fleckchen Erde ist genützt. Bis an den Rand der

hahlen, nackten Felsen sind die Reisfelder herangeschoben. Wo ein Bach oder ein lumpiger Grund die Bergketten durchbricht, trieben die schlammigen Felsen mit den grünen Reisplanzen in die Berge hinein, terrassenförmig sich abstuft und immer kleiner werdend bis zu Abmessungen, die für unsere Begriffe puppenhaft und lächerlich sind. Wo es geht, hat man Hänge terrassiert und pumpt mühsam Wasser hinauf, um die bebauten Flächen zu vergrößern.

Für das moderne, so rasch anwachsende Japan liegt eine Kette von Schwierigkeiten darin, daß es in manchen Dingen so sehr am Ueberlieferen hängt, vor allem was die Ernährung anbetrifft. Fisch muß es sein und Reis muß es sein. In der Abneigung der breiten, vor allem der ländlichen Massen, sich auf eine andere Ernährungsweise einzustellen — der verwestlichte Intellektuelle ist sehr gern europäische Kost —, liegt eine wesentliche Schwierigkeit der japanischen Bevölkerungs- und Ueberbevölkerungsfrage. Die pazifische Welt steht unter schweren politischen Spannungen infolge der Weigerung Amerikas, seine Küsten dem japanischen Bevölkerungsüberschuß zu öffnen. Japan vertritt gegenüber dieser Weigerung den Standpunkt, daß die Verhältnisse es zur Abstoßung durch Auswanderung zwingen. Dieser Standpunkt ist jedoch nur bedingt richtig. Er ist es, wenn man nur das für Reiskultur geeignete Land berücksichtigt. Aber schon in den Bergen der Hauptinsel wäre noch erheblicher Platz, wenn dem Japaner rationelle Viehwirtschaft beigebracht wäre. Der Japaner ist der geborene Gärtner. Jedes Feld sieht wie ein Garten aus, in dem Mann und Frau von früh bis spät mit liebevoller Sorgfalt arbeiten. Aber von Viehhaltung verstehen sie nichts. Milch und Butter kannte man bis zum Eintreffen der Fremden so gut wie gar nicht, und in den Bergen sind weite Flächen ungenützt, weil der Japaner sie nicht zu nützen versteht.

Noch viel trasser stellen sich diese Verhältnisse auf Hokkaido mit seinem mittel- und nordeuropäischen Klima dar. Infolge der intensiven Sommerhitze geht trotz des langen kalten Winters in einzelnen geschützten Strichen noch Reis, allein es ist auch hier bereits die Frage, ob

nicht rationeller andere Früchte angebaut würden. Die ganze übrige Insel ist Land für Korn, Gerste, Hafer, Zuckerrüben und Viehwirtschaft, kurz für norddeutsche Landwirtschaft.

Die Regierung hat auch einige deutsche Landwirtschaft nach Hokkaido verpflanzt, die dort Musterfarmen anlegen und japanischen Kolonisten Zuckerrübenbau und Viehwirtschaft beibringen sollen. Aber die schönsten Musterfarmen nützen nichts, wenn die Siedler fehlen, um daran zu lernen. Die Regierung stellt zwar jedem japanischen Kolonisten Land frei zur Verfügung, das nach fünfjähriger Bestellung in sein Eigentum übergeht. Allein der Japaner trennt sich so ungern von der überkommenen Lebensweise und scheut kaltes Klima derart, daß trotz der Erfolg gering bleibt und nur wenige dem Anreiz folgen. Diese wenigen aber haben meist so geringes Betriebskapital, daß sie von Anfang an verschuldet und oft genug ihr Land nach fünf Jahren loschlagen müssen, kaum daß es in ihr Eigentum übergegangen ist, um ihre Schulden abzutragen. Dazu kommt, daß man von den Verhältnissen im Stammland ausgehend die Landfläche, die jeder Siedler zugewiesen erhält, zu klein ansetzt.

Hokkaido bietet, vorsichtig gerechnet, Raum für vier Millionen Menschen. Seine Bevölkerung ist dabei seit 1907 nur um einen einzigen Hundertteil vorgekommen. Ein gut Teil der japanischen Ueberbevölkerungsfrage mit all den internationalen Verwicklungen, die sie in sich bergen, könnte jedoch gelöst werden, wenn es gelänge, die japanischen Bauern mit nordischem Klima, nordischen Produktionsmethoden und Lebensformen vertraut zu machen.

Wir saßen in dem Bauernhof, in den der deutsche Vater uns geführt hatte, um die Feuerstelle. Aus dem Loch im Lehmbofen flieg der Rauch, fand keinen rechten Auslass und trock beizend in die Augen. Der Kolonist, der neben uns lauerte, hatte ein Fell auf den Rücken gebunden, so daß er in seiner gebundenen Haltung wie ein unheimlich großer Dachs ausah. Draußen wucherte niederes Bambusgebüsch über die Felsen. Ich erzählte von meinen Reisen durch Japan, und wie Visionen erschienen mir die sauberen kleinen Bauernhäuschen zwischen den zerklüfteten Felsen, die wie niedliche Gartenbeete wirkten, die Kirchhöfen vor dem dunklen Hintergrund der Felsen, und ich verstand das sehnüchliche Leuchten in den Augen des Siedlers, verstand die Leere Hokkaidos.

Auf dem Turm.

Von
Klaus Hermann Nebe.

Der Meister Barnid war mit den Jahren auch ruhiger geworden. Zwar lag er noch Tag für Tag zu seinen Gezeiten auf's windumwehte Gerüst auf den Dächern der Stadt, allein sonst beschränkte er sich darauf, den Gefährten aus dem Wege zu gehen und trank lieber eins beim Wirt im goldenen Löwen. Meister Barnid war Dachdeckermeister. In den kleinen Städten, wo er sich nach langen, erlebnisreichen Jahren der Anstrengung niedergelassen hatte, war er der Einzige seines Handwerks.

Er gehörte aber nicht nur deswegen zu den großen Männern der Stadt, die man ehrfürchtig an den Straßen vorbeizog. Vielmehr war das Bild Barnids immer noch von seiner Geselligkeit her wie von einem Nimbus, einem zauberhaften etwas umglänzt.

Der tolle Barnid — so hieß er früher in der Umgebung und die Zungen hörten begeistert und mit glühenden Worten zu, wenn wieder einmal eine tolle Geschichte von dem Mann erzählt wurde, dem kein Kirchlein zu hoch, kein Brett zu schwanke und kein Sturm zu hart schien.

Und wenn so mancher Handwerksmeister mit den Jahren nicht nur an Geisteskräfte wuchs sondern auch an stattem Leibesumfang zunahm, so war Meister Barnid noch als Schlichter schlank und gestrafft. Jung sah er aus, die Freunde meinten, er habe sich kaum verändert. Die Jungen blickten bewundernd und etwas neidisch zu ihm hoch, denn im Turnverein machte er ihnen noch allen zusammen etwas vor.

Und wenn er erzählte... Die Gaststube des Löwenwirts war dann mucksmäuschenstill. Keiner magte ein Wort und die Art des Meisters war so lebendig, daß sie alleamt die gefährlichen Gerüche an himmelsternen Domtürmen mitnahmen, sich mitbängten und beruhigt aufstiegen, wenn doch noch Alles gut abgegangen war.

Eine kleine Geschichte erzählte er einmal aus seiner ersten Gesellenzeit.

Zu dritt, frohe, übermütige Burche zogen sie durch das Land. Mal arbeiteten sie auf diesem Dorf, mal auf jenem. So eine alte Dorfkirche braucht auch einmal ein neues Dach.

Zwischenhin gab es Tage, da blinzelten sie in wohliger Faulheit in die Sonne, ließen den Wind über sich dahinströmen und saßen ziehenden Wolken nach. Der Abglanz einer sonnenbeschienenen Abendstunde auf einer Waldwiese, der Nachhall des jubelnden blutvollen Vogelklangs am frühen Morgen und der Klang vom Rauschen eines weidenumtandenen Flusses ließ sie ihre gefährliche Arbeit mit besonderer Freude tun.

Gab es eine schönere Aussicht, als vom Kirchturn über die niederen enggelegenen Dächer des Dorfes, über die golden glimmernden Kornfelder und die weiten, weiten grünen Wiesen?

War der Himmel hier nicht noch mal so hoch und blau und tief, daß man fast darin versank, wenn man lang hinaussah?

Wessend schlenderten sie abends durchs Dorf, neckten die Mädchen und tranken im Dorftrug ein Helles.

Am nächsten Tag begannen sie mit der Turmarbeit. Der Vormittag verging rasch. Heiß lag die Sonne auf dem Land. War, der eine von den dreien hatte sich etwas zu guttlich am Biere getan. Er schlief gleich ein und die Kameraden beschloßen, ihn schlafen zu lassen und seine Arbeit selbst zu machen.

Als Beide zur Kirche gingen, begegnete ihnen der Pfarrer.

Er wollte einmal mit hinauf und zusehen, wenn es erlaubt sei, meinte er. Gewiß, gewiß, beistanden sich die Beiden zu sagen. Er könne ruhig mit hinauf kommen.

Nun, sie hatten Beide noch einiges vorzubereiten und unterhielten sich noch eine Weile mit dem Pfarrer, der sehr interessiert zuhörte, wo sie schon alle gewesen waren. Zum Teil kannte er auch die Städte und Dörfer, die sie nannten.

Während sie zusammenstanden, bemerkte Barnid zu seinem Schreden, daß War, von dem sie annahmen, er schlief, am Turm hoch kletterte. An seinen Bewegungen war deutlich zu erkennen, daß er unsicher war. Er konnte jeden Augenblick abstürzen.

Barnid war ratlos. Dem da oben konnte nicht geholfen werden. Rief man ihn, würde er vielleicht erschrecken, einen unbedachten Schritt, eine falsche Wendung machen. Ihm nachkletterte war auch sinnlos.

Neugierlich beherst, aber furchtbar erregt folgte Barnid dem Kameraden mit den Augen. Jetzt zog sich der am Turmtopf hoch, langsam aber doch stetig gewann er an Höhe und sah nun oben.

Barnid lag den verdutzten Pfarrer und den Kameraden stehend und jagte mit riesigen die Turmtreppe hoch. Dann kletterte er mit fahnenhafter Gewandtheit das Turmdach hinauf und hielt sich unterhalb des Turmtops fest.

Mit fliegendem Atem sah er zu dem Kameraden auf, der ahnungslos um sich schaute.

„War!“ — rief Barnid — „War, warum bist du hinauf geklettert! Du kommst doch in diesem Zustand nicht wieder hinunter!“

Der Angerufene starrte Barnid verständnislos an. Endlich sagte er den Sinn der Worte. Er sah um sich, auf seine Hände und dann vor sich hin. Die Angst froh in ihm hoch.

Die ganze Welt um ihn begann sich zu drehen, die Sonne, der Himmel, das Dorf. Wahnsinnig tief unter ihm lag es, in ferner, weiter Tiefe... Schauernd, mit vor Angst verzerrtem Gesicht sah der sonst Tapfere hinab. Ein Windstoß ließ ihn zusammenfahren. Er griff um sich, schwankte.

Ohne helfen zu können, selbst nur auf schwankem Brett stehend, sah Barnid dem Kameraden Todesangst. Es mußte gewagt werden, ihn herunter zu bekommen. Und wenn sie Beide in die Tiefe stürzten.

„War“, sagte er, ruhig mit den Beinen herab und ruhig zusinken. „War...“ Er wies auf die Tiefe da unten, auf den gepflasterten Kirchhof.

Der Freund rief sich zusammen und kam langsam herab. Jetzt berührten seine Füße Barnids Schultern, der mit angespannten Muskeln die Last, die ihn hinabdrücken wollte, trug.

Ganz vorsichtig half nun Barnid dem Kameraden herunter und das Wunder geschah — beide standen heil und gesund auf dem schmalen Gerüst nebeneinander.

Man stitzte an allen Gliedern. Er preßte Barnid die Hände. Sie konnten sich nicht viel sagen. Zu gewaltig und übermächtig empfanden sie die Gabe des wieder gescheiterten Lebens.

Der Tod hatte sie gestreift. Nun schien ihnen das Leben ein unsagbares Glück.

Ein vollkommener Brief.

Eduard VII. war als jugendlicher Prinz von Wales fortwährend in Geldverlegenheiten. Eines Tages bat er seine Mutter, die Königin Viktoria, die auf einem Landgut weite, schriftlich um ein Darlehen von zehn Pfund.

Die Königin, die sich über die unsoliden Wirtschaft des jungen Prinzen ärgerte, richtete einen langen Brief an ihn, in dem sie ihn angelegentlich zu Sparsamkeit und vernünftiger Lebensweise ermahnte und ihm vorhielt, was sich aus einer lockeren Lebensführung für ihn, den künftigen König, alles für unangenehme Folgen ergeben könnten.

Nach einigen Tagen schickte der Prinz an die Königin zurück:

„Liebe Mutter! Ich danke Dir vielmals für Deinen wohlgemeinten ausführlichen Brief. Ich habe ihn an einen Sammler von Autogrammen verkauft und zwanzig Pfund dafür erhalten.“

Die Hausdame.

Von
Ernst Pauly.

„Wie gesagt, Fräulein Tapfer: Sie haben Herrn Schulz nach mehr als einem Anlauf gegeben, sich über Ihre Jahresrechnung zu begeben, und haben doch in den früheren Jahren bei uns gewissenhaft gearbeitet. Wie erklären Sie mir das?“

Groß und gerade stand die Beklagte vor ihrem Chef, doch die Augen hielt sie niedergeschlagen und die Lippen gepreßt; nur ihre Hände tafteten unruhig ins Leere.

„Ja, Fräulein Tapfer, dann werden wir uns wohl bald trennen müssen. Draußen feiern noch immer geist, die gern ordentlich arbeiten möchten.“ Mit dieser Bewegung nach dem Fenster wandte sich der Chef zur Post zurück.

Bald nach solcher Verwarnung hatte kurzentschieden Herr Schulz den Kündigungsbrief an die Mitarbeitlerin untergeordnet, die sich nicht genügend bessern wollte. Erleichter schien der Fall. Als aber der Prokurist in Anbetracht einiger hoffnungsvoller Aufträge eine Nachfolgerin für umgehend notwendig erklärte, ließ er sich die Wohnungsliste seiner Angestellten hineintragen, als sei noch etwas veräußert. Doch erst zwei Wochen später, nachdem die Bewerberinnengruppe durchmustert, die mutmaßlich Geeignteste verpflichtet war, entließ Herr Schulz sich zu einem im Grunde überholten Erklärungsversuch. Was er, zunächst Interesse an einem leeren Stuhl wert heuchelnd, dann leichthin nach der Mitbewerberin forschend, vom Hausmeister hörte, war freilich ein sehr entscheidendes Gegenzeugnis.

Das Fräulein Tapfer machte seinem Namen keine Schande; ihre Mutter, die dieser Tage erst von langem Krankenbett aufzustehen sei, unterstützte sie brav und den jungen Bruder. Nun aber werde es schlimm, denn die solle abgebaut werden. Ob der Herr nicht vielleicht etwas wisse für das arme Mädel, etwas Unständiges; denn zu einer Liebhaft ist sie nicht, mein Herr! In die tröstliche Fürbitte schwang sich ein sehr bestimmtes Vermögen auf den Weg; ganz rot war ja der fremde Träger geworden und hatte auf einmal mit dem Bild auf die Uhr das Fortkommen eilig.

Weshalb haben Sie mir davon gar nichts bemerkt, was ich jetzt durch einen Zufall hörte von Ihrer Familie, Ihre tranken Mutter, meine ich?“

„Als ich in Ihrem Privatort ausnahm, sagten Sie einmal, die Privatfachen Ihrer Angestellten gingen Sie nicht das Geringste an.“

„Das tut mir recht leid, Fräulein Tapfer. Aber nun ist Ihr Platz schon besetzt. Doch auch ich habe eine Familie, — eine Vaterpflicht. Meine Hausdame ist wirtschaftlich tüchtig, nur bei ihrem Alter für meine mütterlichen Töchter, die Eifersüchtige und die Achtsüchtige, nicht ganz die richtige Stellvertreterin. Vielleicht mögen Sie bei uns den Nachmittag über sich ihrer annehmen.“

Wollen Sie's versuchen? Das Ausmaß der Vergütung möchte ich zunächst offen lassen.“

„In meiner Lage darf ich nichts ablehnen, Herr Direktor. Ich danke Ihnen für dieses unbedingte Vertrauen.“

Jetzt nickte Herr Schulz wie ein Verschieber. Vorsorglich hatte er dem Hörner einen Brief geschickt, der Hilfe verhielt, aber nur wenn die Auskunftsperson zu schweigen wolle.

Der persönliche Vertrauensposten, der einer Abgehanten geschaffen wurde, schien nicht sehr beliebt. Nach Ueberwindung erster Scheu schloßen die beiden Halbwaisen zu der Betreuerin, die stets gleich freundlich blieb, nie trocken wurde, wirkliches Vertrauen, gewannen an ihr Halt und Hilfe. Sie sagten es dem Vater, und beim Abendessen, an dem Fräulein Tapfer noch mitessen mußte, gab der eigene Eindruck die Bestätigung. Auch die Hausdame schloß sich an. So nach allen Seiten überzeugt, bemah Herr Schulz die Vergütung seiner Privatangehörigen nicht kleinlich.

In diese geregelte Häuslichkeit wehte ein Sommerabend eine Ueberströmung aus der großen Welt. Onkel Ferdinand wollte kommen, so schrieb er vor Beiseiten des Schiffes dem älteren Bruder, der Onkel, von dem die Kinder nur eine traumhafte Vorstellung bewahrten. Denn er hatte manches Jahr für ein Importhaus auf den Philippinen gearbeitet und wünschte jetzt mit halbwegs erhaltenen Ersparnissen heimzukehren. Das Fräulein bekam es schwer. Denn die Nichten wollten wissen, ob der Onkel so braun aussehender wie der Malala, den sie jüngst am Trapez bewundert hatten, und malten sich Affen und Papageien aus, die der Onkel aus Urwäldern mitbrachte. Aber als der Onkel seine ersten, war er nicht brauner denn Meta und Marga nach ihrer Disziplin und zeigte sich als ein vornehmlicher Mann, der in seines Bruders Haus keine Papageienkrankheit einschleppen mochte. Dem Heimlichkeits selbst hand das Herz vielmehr nach dem Frühlingslag des deutschen Bergwaldes, in dem er nach frischen kühnenden Ausflügen zu einiger Entspannung sich zurückzog. Nach seiner Rückkehr hatte Karl Schulz den weitestgehenden jüngeren Bruder mit seinem eingeordneten Kapital gern als Teilhaber gewonnen, zumal, wenn sich dann die geeignete Frau für ihn fand. Doch der andere wollte „erst einmal leben“ und ging an heiteren Nachmittagen mit den Nichten spazieren. Nicht ohne das Fräulein Tapfer. Denn, so meinte er, einen Vorteil müßte auch die junge Hausdame vom neuen Onkel haben. Unerwartlich ward es dem Hausherrn, als sein brüderlicher Gast in die Wohnwelt verließ, abends dem Fräulein sein Geleit zu geben, da man „solche Ladies nirgends ohne Schutz“ lasse. Schließlich stellte er um diese verdächtige Ueberflüssigkeit den spät erst zurückkehrenden Geleiter.

„Als Chefhänger muß ich beizeiten wieder lernen, wie ein deutsches Mädchen ist. Aber ich gestehe, daß aus dieser Bemerkung vielleicht schon eine Annäherung werden könnte. Nach dem Umhertreiben in diesem Wirbelwind schäme ich mich, Verlässliche in seinem schlichten Pflichtenkreis, weil es natürlich und weil es fleißig und fernig ist.“

„Na, mit der Reinigkeit — Fräulein Tapfer hat sich bei uns erst herausgemacht und Farbe bekommen. Und die Verlässlichkeit ist doch nur relativ.“

„Ich weiß alles — auch ein gewisses Pörrnergespräch.“ Beruhige dich: der gute Mann hielt sich seinen Maultort nur so lange, bis er das tapfere Fräulein in diesen wirklich gerettet glaubte. Die Mutter und der Bruder tene ich natürlich auch.“

„Und Du denkst im Ernst — Nein, wenn jemand von uns beiden — so wäre der Nichte dazu — ich, dessen Kinder sich an sie gewöhnten, der über den ersten Kampf weit hinweg ist — obgleich —“

„Aber wozu die Ueberstützung, lieber Karl. Es wird sich alles finden.“

Er streckte dem Vetter die Hand hin, daß der Bruder einfliegen mußte, mit einem guten Nachts. War es Gewissheit des Ueberlegens oder nur der Beruhigung, daß jemand noch fahren mochte, der ihm vertraut und wert geworden war? Das würde am Ende Fiesla Tapfer selbst entscheiden; denn alle Fäden dieses Hauses waren ihr ohne Abkist in die tapferen Hände geschlüpft.

Ein Hotelzimmer.

Von
Julius Kreis.

Die Gastgeber haben es verstanden, im Laufe der Zeit aus dem üblichen Hotelzimmer ein wahres Ausstattungsstück an Raumkunst zu machen; alles Licht und Luft. Da blüht es von Glas und Nickel, Schleiflakenmöbel und eine leichte Kunstkeramik deckt die Mauer. Ein geräumiges, gutes Bett läßt uns einen herrlichen Schlaf ahnen. Als hier hängt eine Familienreproduktion der Sonnenblumen von Van Gogh in schlichter Größe an der Wand, auf der ganzen Linie Sieger über das brotschneidende Lächeln aus Vertikalen. Hotelier und Ausstattungsleiter wissen, was sie ihrem an Verständnis und Zeitanspruch gekulten Gast vorlegen müssen.

Aber irgendwann und irgendwo auf dem Weg, da kommt doch bismweilen noch unser Bekannter aus alten Tagen zum Vorschein: das Hotelzimmer unserer Väter. Zwar ein bißchen klumpig, letzte Endes aber doch nicht ganz ohne Nützlich nehmen wir für einen Tag, für eine Nacht davon Besitz.

Um uns ist die Atmosphäre wie aus einem Kriminalroman älteren Stils und es gehtert da im späten grauen Nachmittag für die an Bahnhöfen gekulten Pflanzende von Desfordanten und Heiratschwindlern, von unglücklichen Frauen auf der Flucht und ruckeligen Gitanmanipulanten. Dieses Hotelzimmer alten Stils liegt gegen eine finstere regenverwundene Brandmauer und erhält sein Licht nur durch einen Schacht. Dazu sind noch schwere,

rotbraune Plüschportieren, vom vielen Ansaßen schon ein bißchen fettig, an den Fenstern, die keines Menschen Hand zu öffnen vermag, nur das Zimmermädchen beherstet sie durch einen komplizierten Kunstgriff. Man brüht an einen Knopf, — was immer auch in diesem Hotelzimmer versucht wird: mit großem Geißel und Geschrepper raffelt, klirrt, flüstert, fällt — wie in einem verwundeten Haus, etwas ein, ab, hin, durch.

Aus dem Schacht heraus dringen die Gerüche aus Fisch- und Wälschischen, von Fleischbänken und Destillationen; im Zimmer selbst mischen sich jahrealte alte Seifen, Parfüm, Tabak, Koffee- und Gabelbüchse. Große, rotbraune Wälschische und Krantöpfe schwingen ihren dekorativen Reigen auf der Tapete. Sie ist da und dort ein bißchen ein- und abgerissen und wir versuchen vorsichtig, wie ein geprüfter Kammerjäger, mit der Stockspitze, ob nicht etwa verdächtiges Kleinwild da seinen Wechsel hat.

Ein Plüschsofa gelb-grün-braun, zu schmal zum sitzen, zu kurz zum liegen, steht hinter einem Tischchen, über das die schwere Samtdecke hängt, an manchen Stellen ein bißchen rüdig, da und dort mit dem Ring eines Klafschens bodens mit dem kleinen Brandfleck einer Zigarette — ein Schlachtfeld, eine Opferstätte rücksichtsloser Junge gesellen-Älteren. Unter Fuß tritt über einen Teppich, dem der Jahr der Zeit seine Reize abgenagt hat, in der Ecke steht ein schmales Bett mit fugeligen Renaissancepfosten, dessen puritanische Ausstattung eine großfällige Häfelbede verhängt verbirgt. Der blinde Spiegel am Schrank gibt uns die Illusion einer jugendlichen Erscheinung, in der Nachtschlafschlaf liegt ein vergerellter Lodenwidel und eine leere Billenbüchse. Auf der Wälschkommode hat ein kleines herzerzogenes Lavoire Platz, in dem ein eben so niedlicher Wasserkrug steht, auf dessen Bauch gewaltige Stiefmütterchen gemalt sind.

Ein gußeiserner Ofen mit Zinnen und Balkonen wie eine Ritterburg, läßt uns zweifeln, ob er jemals geheizt werden kann. Er ist genau so zerfetzt, wie das Bild im braunen Rahmen: Herzog Gero verweigert dem Markgrafen Dofar die Hand seiner Tochter Rugzinde. Und wie die Gemälde: Mühle im Schwarzwald und Leuchtturm auf Helgoland. Auf allen diesen Bildern haben im Lauf der Jahre Fliegen, denen sowohl Geschichte und Erdkunde als auch bildende Kunst keine Achtung abnötigten, ihre dunklen Spuren hinterlassen.

Am Abend wird das Zimmer von einer ganz schlichten Glühbirne erhellt, für die als Ersatzreserve ein Kerzenleuchter bereit steht. Des Nachts gewinnt das Zimmer Leben. Der immer von den Nachbarn heimkehrt, läßt uns durch die zarten Wände teilnehmen an Rede und Gegenrede, an einem Gurgeln und Spülen von Mund und Hals und an allen Verrichtungen, die ein sorgamer Bettgeher für nötig hält.

Wenn nach Mitternacht Ruhe im Haus ist, dann knarren noch die Dielen und knaden die Fichtenmöbel, in einer Ecke rauscht und nagt unentwegt ein Mäuschen, im Gang rauscht das Wasser in den Röhren, ein bißchen fliege brummt an den Scheiben und in unserm mühsam herbeiwachten Schlaf steigt Herzog Gero aus dem Rahmen über unser Bett und verweigert uns auf dem Balkenturm zu Helgoland die Hand seiner Tochter Rugzinde.

bei **Gebr. Lensing - Gronau**
Bahnhofstr. 2

Ernteforgen in Sowjetrußland.

× Moskau, 10. August

Wie amtlich mitgeteilt wird, sind bis zum 5. August 42 263 000 ha Korn abgeerntet worden, was 51 v. H. der Gesamtanbaufläche entspricht. Nur 35 v. H. des abgemessenen Kornes ist gedroschen, 43 v. H. des abgemessenen Getreides befindet sich noch in Garben auf den Feldern.

Wieder einmal erzählt, so schreibt die „Frankf. Ztg.“, die Dörschlichkeit aller Länder bewegendes Einzelheiten über die allsommerliche Hungersnot in der Sowjetunion. Der Erzbischof von Canterbury hat im englischen Oberhaus vor zwei Tagen ein ergreifendes Bild entworfen, das auf eingehende Erhebungen beruhen soll. Nach seiner Schätzung müssen im Laufe der Jahre sechs Millionen Menschen, vor allem im Süden des Landes, an Hunger zugrunde gegangen sein. Der Kirchenfürst knüpft die Botschaft daran, daß schon in nächster Zeit weiteren Hunderttausenden der Hunger- und Tod drohe.

Man muß sich vor Augen halten, wie die Ernährungslage in Rußland gewesen ist in dem Zeitraum, dessen Ernterträge nach Angabe der Sowjets nicht allzu ungünstig ausgefallen sein sollen. Besonders die Ernte des vergangenen Jahres stellte — nach einer Behauptung der „Stwestia“ — andererseits ruffische Blätter — eine Rekord-ernte dar. Sie ist die beste aller Ernten gewesen, heißt es am 9. Januar dieses Jahres, die damals auf dem Territorium der Sowjetunion registriert worden ist. Die Blätter führen sich bei ihren Ausführungen auf ein umfangreiches statistisches Material.

Wenn angesichts eines solchen Erfolges im Laufe des Jahres sich zeigte, daß dennoch die Ernährung des russischen Volkes in keiner Weise ausreichend sichergestellt war, so versteht man die schwere Sorge, die heute Moskau bedrückt und die auch die übrige Welt beschäftigt. Eine ähnliche Notlage ist in diesem Jahre nicht zu erwarten. Im Gegenteil, es spricht alles dafür, daß Rußland vor einer katastrophalen Mißernte steht. Man legt sich die Frage vor, welche juchhabenden Folgen der Ausfall reichlicher Getreidemengen in einem Lande haben wird, das selbst bei guten Ernten nicht genug Brot für seine Bürger besitzt.

Schon lange vor Beginn der Erntekampagne, Ende Mai, hat sich die Räteregierung gezwungen gesehen, den Preis für das rationierte Brot zu vermindern. Vom freien Markt ist das Brot inzwischen vollständig verschwunden, nachdem am 1. Juli der erste dreiwöchige Lockdown zugunsten der freien Getreidehandlung wieder verboten wurde. Das Zentralkomitee der kommunistischen Partei, das Ende vergangenen Monats in Moskau tagte, hat der Bekämpfung verschärft schon Ausbruch drohender Reaktionen der Bauern warnte. Es sei vorzuziehen, daß diese unter dem Hinweis auf die Dürre eine Zurückhaltung des Getreides verweigern würden, um so die staatlichen Vorräte voranbringen zu untergraben. Seiner auch nur so geringe Widerstand gegen die Getreideablieferung an den Staat müsse ununterbrochen mit allen Mitteln gebrochen werden. Alles in allem entsprächen — fährt die Entschließung fort — trotz der „teilweisen Dürre“ in Südrußland die Ernteaussichten denen des vorigen Jahres, so daß kein Grund zur Besorgnis bestehe.

Inzwischen ist die Ernte in vollem Gange. Dabei stellt sich heraus, daß auch technische und organisatorische Schwierigkeiten der Getreideernte entgegenstehen. Sowjetunion noch erntenden. Infolge der zentralisierten Einlagerung des Getreides verdrängt ein Teil der Ernte, ehe er den Verbraucher erreicht. Aus der Sowjetunion wird gemeldet, daß dort die Bauern aus Mangel an Säden das Korn in offenen Wagen den Annahmestellen zuführen müssen. Es wird der Bau geeigneter Lagerung verlangt. Die zur Einholung des Getreides vorhandenen landwirtschaftlichen Maschinen, die größtenteils vor fünf Jahren eingekauft wurden, sind nur zum kleineren Teil noch intakt. Man hat diesen Mangel abzuwehren versucht, indem man zahlreiche Mitglieder und auch Leiter von Dorfsowjets und Kollektivwirtschaften der Sabotage beschuldigt und unter Anklage stellte. Aber schließlich sah sich in diesen Wochen der Generalstaatsanwalt Barlow genötigt, den Massenverfolgungen auf dem Lande Einhalt zu tun. Strafverfahren gegen „bäuerliche Saboteure“ werden künftig von der Generalstaatsanwaltschaft nachgeprüft. Vor allem aber soll auf dem nächsten Sowjetkongreß, im Januar 1935, das Problem der Hebung des Erntertrages im Vordergrund stehen.

Hilfswerk von der Sowjetregierung verhindert.

DNB Berlin, 10. August.

Die Sowjetregierung hat bekanntgegeben, daß sie Sendungen der Reichsregierung „Brüder in Not“ nach der Sowjetunion nicht mehr zuläßt. Sie hat sich hierbei darauf berufen, daß „Brüder in Not“ eine antisowjetische Organisation sei.

Das deutsche Hilfswerk bedauert außerordentlich, daß seine rein karitative Tätigkeit, an der es stets festgehalten hat, auf diese Weise zum Stillstand kommen wird. Die Bemühungen, die Sowjetregierung zu einer Aufgabe ihrer ablehnenden Haltung zu veranlassen,

Westfalens Arbeitsmarktlage im Juli.

Weiterer Rückgang der Arbeitslosigkeit. — Mangel an Arbeitskräften in der Landwirtschaft. — Günstige Beschäftigungslage in der Hütten- und Metallindustrie. — Nachfrage nach Facharbeitern.

Die günstige Entwicklung der Arbeitslage hat sich im Juli weiter fortgesetzt. Am Ende des Monats Juli wurden noch rd. 193 400 Arbeitslose des Monats Juni gegenüber dem gleichen Zeitpunkt des Vorjahres einen Rückgang von rd. 45 Prozent. Eine gleiche Abnahme ist bei der Zahl der unterstellten Arbeitslosen zu verzeichnen. Bei einem Rückgang von ebenfalls rd. 45 Prozent gegenüber dem 31. Juli 1933 ist die Zahl am 31. Juli 1934 auf rd. 175 400 gesunken. Daraus entfallen 78 000 auf die Arbeitslosenversicherung und 97 400 auf die Wohlfahrtsfürsorge. Die Abnahme der Zahl der Wohlfahrtsempfänger im Vergleichsumme um rd. 4600 unterteilt sich besonders in der Arbeitslosenversicherung und Wohlfahrtsfürsorge. Es ist aus der Einschränkung der Notstandsarbeiten zu erklären, die im Interesse der ausreichenden Versorgung der Landwirtschaft mit Erntehilfsarbeitern liegt. Im Zuge der Bekämpfung, eine Ausdehnung der Arbeitslage herbeizuführen, wurden in der Landwirtschaft freigegebenen Arbeitskräfte anstelle der für die Landwirtschaft freigegebenen Arbeitskräfte in die auswärtigen ländlichen Bezirke zugewiesen. Nach Beendigung der Erntearbeiten sollen die Notstandsmaßnahmen mit einem erhöhten Einsatz von Arbeitskräften in Angriff genommen werden.

Die Landwirtschaft hat im Berichtsmonat wieder so große Unterbringungsmöglichkeiten, daß in vielen

und leider erfolglos geblieben. Unter diesen Umständen besteht zurzeit keine Garantie für die Durchführung tarifativer Waren- und Geldbewegungen nach der Sowjetunion.

Die französischen Frontkämpfer gegen Beschäftigung von Ausländern.

DNB Paris, 11. August.

Der Vorstand des Nationalverbandes der ehemaligen Frontkämpfer UMC bringt in einer Entschließung seine Entzückung über die Vorkommnisse im nordfranzösischen Bergbaubereich zum Ausdruck, wo polnische Arbeiter ihre französischen Arbeitskollegen 36 Stunden lang gefangen gehalten haben, und erhebt gegen den unzureichenden Schutz der französischen Arbeiter gegenüber den ausländischen Arbeitskräften Einspruch. Er verlangt von der Regierung energisch, sie möge dem Skandal ein Ende bereiten, daß

Aus Westdeutschland.

Die Ausführung der Amnestie.

Bochum, 10. August.

Die Auswirkung des aus Anlaß der Vereinigung des Amtes des Reichspräsidenten mit dem des Reichsfazlers von der Reichsregierung beschlossenen Strafrechtsgesetzes trat schon am Freitag in Erscheinung. Auf der Staatsanwaltschaft Bochum haben die umfassenden Vorbereitungsarbeiten am Freitag vormittag schon eingesetzt. Aus dem Amtsgerichtsbezirk des Landgerichtsbezirks Bochum, in welchem die bis zu drei Monaten Gefängnis befristeten, ihre Strafe abtun, wurde bereits eine große Zahl der betreffenden Straftäter entlassen. Die Arbeiten zur Durchführung der Amnestie werden von der Staatsanwaltschaft mit größtmöglicher Beschleunigung betrieben.

Kapitalflüchtlings.

Ein Jahr Gefängnis — 100 000 Mark Geldstrafe.

Hamm, 11. August.

Vor dem Hammer Schöffengericht hatte sich der früher in Hamm ansässige jüdische Rechtsanwalt und Notar Dr. Griesbach wegen Hinterziehung von Reichsfluchtsteuern zu verantworten. Gemäß § 9 der Reichsfluchtsteuerordnung und § 276 der allgemeinen Projektorien wurde gegen ihn in Abwesenheit verhandelt, da er trotz ordnungsmäßiger Ladung nicht erschienen war. Dr. Griesbach hat Ende vorigen Jahres seinen inländischen Wohnsitz aufgegeben und befindet sich in Frankreich. Der Reichsfluchtsteuerbescheid wurde ihm durch Anweisung im „Reichsanzeiger“ zugestellt, in der er zur Zahlung von 79 038 RM Reichsfluchtsteuer (1/2 des zuletzt veranlagten Gesamtvermögens) aufgefordert wurde. Die Frist betrug zwei Monate. Gleichzeitig wurde darauf hingewiesen, daß ein Strafverfahren gegen ihn anhängig gemacht werde, wenn er in dieser Zeit die Steuer nicht entrichte oder nicht den Nachweis erbringe, daß er seinen Aufenthalt wieder im Inland genommen habe. Beides geschah nicht. Da wurde ein Steuerfestbescheid gegen ihn erlassen und das Strafverfahren gegen ihn eingeleitet. Die Einlassungsfrist wurde durch Auszahlung an der Gerichtskasse bekanntgemacht und nach dieser Frist die Anklage gegen Dr. Griesbach erhoben. Das Schöffengericht verurteilte den Angeklagten gemäß dem Antrag des Staatsanwalts zu einem Jahr Gefängnis und 100 000 RM Geldstrafe, erschwerte für je 250 RM einen Tag Gefängnis. In der Begründung wies der Vorsitzende darauf hin, daß der Angeklagte als Notar und Rechtsanwalt besonders gehalten gewesen sei, Bestimmungen und Gesetze zu beachten. Aus diesem Grunde käme auch die Mindeststrafe von drei Monaten nicht in Frage.

Schweres Verkehrsunfall in Scherlebeck.

Vier Verletzte.

× Scherlebeck, 10. August.

Auf der Kreuzung Scherlebeckers und Westholterstraße stießen am Donnerstag nachmittags ein Personenkraftwagen und ein Lastzug mit 2 Anhängern zusammen. Der Führer des Lastzuges, der aus Richtung Reddinghausen kam, hatte offenbar zu spät bemerkt, daß der aus entgegengesetzter Richtung kommende Lastzug zwei Anhänger hatte. Zu spät bemerkte er sehr rasch und rief den Kraftwagen im letzten Augenblick nach rechts. Doch wurde der Wagen von einem Hinterrad des zweiten Anhängers des Lastzuges erfasst und umgeworfen. Durch den wuchtigen Stoß wurden vier Insassen des Personenkraftwagens verletzt. Dem Kraftwagenführer Heinrich Seltnitz aus Buer, Wambelweg wohnhaft, wurde die linke Hälfte des Brustkorbes eingedrückt. Der Witwe Maria Morawski aus der Königsgrabenstraße in Buer wurde das linke Ohr vollständig abgerissen, außerdem erlitt sie noch schwere Kopfverletzungen. Die vier Verletzten wurden ins Knappschafts-Krankenhaus nach Reddinghausen transportiert.

Neben der Landwirtschaft zeigten sich die Produktionsgüterindustrien auch weiter aufnahmefähig. Im Bergbau erhöhte sich der Belegschaftsstand gegenüber dem Vormonat leicht. Die Hütten- und Metallindustrie ist fast vollständig in Betrieb. Es kamen rd. 1000 Arbeiter zur Neueinstellung. Der Auftragsbestand stellt aus für die kommenden Monate eine gute Beschäftigungslage sicher. Bedarf herrscht nach wie vor an qualifizierten Facharbeitern; die durch Umschulung herangebildeten Kräfte konnten sofort mühelos untergebracht werden.

In den Konsumgüterindustrien ist keine merkliche Abminderung zu verzeichnen. Das Tabakgewerbe ist weiterhin so gut beschäftigt, daß auch ältere verheiratete Erwerbslose wieder eingekleidet werden konnten. Entgegen den Erwartungen hat sich die sonst übliche sommerliche Geschäftslage im Bekleidungs- und Schuhgewerbe in diesem Monat nicht bemerkbar gemacht. Der Zugang an Arbeitslosen war nur gering. In der Textilindustrie konnten noch einige Neueinstellungen vorgenommen werden.

Der im allgemeinen befriedigenden Lage im Bau- und Holzgewerbe steht im Gegensatz die Beschäftigungslage im Baugewerbe gegenüber. Infolge Nachlassen der privaten Bautätigkeit und Beendigung der mit Reichsmitteln geförderten Instandsetzungsarbeiten kamen vorübergehend rd. 1000 Arbeiter zur Entlassung. Es ist jedoch zu erwarten, daß durch die Inanspruchnahme von Siedlungsbauten und größeren industriellen Bauvorhaben diese Entwicklung bald zum Stillstand kommt.

Zwangsarbeit für Spionage.

× Rom, 10. August.

In der Zeit vom 1. Januar bis zum 1. Juli 1934 fanden vor dem Sondergericht für die Verleumdung des Staates 18 Prozesse wegen Verrates militärischer Geheimnisse statt, die jetzt durch die Verurteilung von 29 Personen ihren Abschluß fanden. Gegen die Angeklagten, unter denen sich zwei Frauen und vier Ausländer befinden, wurden sehr schwere Strafen verhängt. Einer der Angeklagten wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Drei Angeklagte erhielten 25 Jahre Zwangsarbeit, einer 24 Jahre, drei 20 Jahre, einer 17 Jahre, einer 16 Jahre und fünf 15 Jahre.

Luftverkehr im Ruhrgebiet.

Die Lurag im zweiten Vierteljahr 1934.

× Essen, 11. August.

Die Luftverkehrsgesellschaft Ruhrgebiet (Lurag) hat sich entschlossen, vierteljährlich Berichte herauszugeben, in denen ein Überblick über die Entwicklung des Luftverkehrs im Ruhrgebiet gegeben wird. Dem Bericht für die Zeit vom 1. April bis 30. Juni 1934 entnehmen wir: Am 1. April fällt auf die Eröffnung des Sommerflugdienstes. Er brachte den Flughafen eine Reihe neuer und schnellerer Linien. Die in diesem Jahr eingerichtete Nachmittagsverbindung Essen-Mülheim-Rhein vermittelte Anschluss in Köln an die seit dem 15. Juni bestehende Westfälische 18 Köln-Hamburg-Berlin und 19 Köln-Frankfurt-Berlin. In der Badelandschaft spielt auch die Badefreizeit 84 Essen-Mülheim-Nordrhein-Borkum eine besondere Rolle. Sie erfreut sich eines besonders eifrigen Zuspruchs.

Ein Gang durch das Niersteiner Unwettergebiet.

× Oppenheim (Rhein), 10. August.

Ein Gang durch das Niersteiner Unwettergebiet zeigt, welche Verheerungen angerichtet sind. In Oppenheim haben die Wassermassen wertvolle Weinberge, Steine von erstaunlicher Größe und anderes Geröll auf die Straßen gestürzt. In Nierstein wüteten die Naturgewalten mit unerbittlicher Fierigkeit. Von den Lagen „Brüdersberg“, „Rehbacher Steig“, „Von der Rehr“ und vom „Peppental“ kürzten die Wassermassen herunter und rissen sogar ein Weinberghäuschen mit sich, das die Bahnlinie erheblich gefährdete. Züge, die gemeldet waren, konnten jedoch noch rechtzeitig angehalten werden. In den Weinbergen sind Gräben von einem Meter Tiefe, zwei Metern Breite und 25 bis 30 Metern Länge keine Seltenheit.

Von anderen Orten sind besonders noch Guntersblum, Ludwigshöhe, Gölheim, Nedenheim und Schwarzbach durch das Unwetter heimgesucht worden. Was zahl-

Handel und Wirtschaft.

Volkswirtschaftliche Wochenübersicht.

Am 5. August 1934 begann in London unter angeblich „gleichberechtigter“ Beteiligung Deutschlands die Londoner Konferenz, an deren Ende Deutschland das Votum des Dawes-Plans ausgesetzt wurde. Nachdem die Franzosen mit ihrer Ruhrpolitik Schiffbruch erlitten hatten, versuchten sie auf diese Art wieder zu Reparationszahlungen zu kommen. Ihr Wunsch begegnete dem der Amerikaner, die in Europa bzw. Deutschland ein Anlagefeld für ihre ungeheuren Kapitalgewinne suchten. Mit dem Dawesplan begann dann jene verhängnisvolle Anleihepolitik Deutschlands, in deren Gefolge die Scheinkonjunktur einsetzte, bis 1930 das jüdische Erwachen kam. Die Welt hatte damals eben so sehr, wie heute nicht den Mut, der Tatsache ins Gesicht zu sehen, daß Schuldensystemen nur dann gelöst werden können, wenn das deutsche Volk exportieren kann. Nachdem man dem deutschen Reich die Handelsflotte, über 20 Millionen Mark ausländischer Kapitalanlagen, etwa 10 Prozent seines besten und ertragreichsten Bodens weggenommen hatte, und seine Industrie und Landwirtschaft durch ungeheure Materiallieferungen ausgeblutet, ging man daran, die als unmöglich anerkannte staatliche Zahlungsleistung durch amerikanische Kapitalinvestitionen weiter zu ermöglichen. Unsere ausländischen Gläubiger sollten sich jenen 5. August 1924 als den Tag einprägen, an dem einer der größten Verräter der Weltwirtschaftsgeschichte begann. Heute müssen wir nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen Welt an den Folgen dieses Irrtums tragen. Die restlose Zerrückung aller Kapitalverbindungen, die Zerrüttung des Handels- und Devisenverkehrs in der ganzen Welt sind letzten Endes die Folge des unsinnigen Versuches aus einem großen Wirtschaftskörper in der Welt Leistungen herauszupressen, die nicht herausgezogen sind, ohne daß die Gesamtheit darunter leidet.

Der größte europäische Montanonzern, die Vereinigten Stahlwerke, legte zum ersten Mal seit 1931 wieder eine Bilanz vor. Es ist eine der merkwürdigsten Bilanzen, die bisher in den letzten Jahren in der Öffentlichkeit gelangt sind. Man kann bei dieser Bilanz nicht wie bei den üblichen mit Vergleichsziffern rechnen, weil in der Zwischenzeit der Konzern völlig umgestaltet worden ist. Es sind Riesennummern: 1,7 Milliarden Bilanzsumme, 560 Millionen Mark Aktienkapital, 969,7 Millionen Mark Anlagen, 371,7 Millionen Mark Forderungen. Einem Eigenkapital von 636 Millionen Mark steht aber immer noch ein Fremdkapital von 745 Millionen Mark gegenüber. Allerdings beträgt heute die Ausnutzung der Leistungsfähigkeit der Werke nicht 20–25 Prozent wie in der Krisenzeit, sondern 60–65 Prozent. Man kann also erwarten, daß dieses Riesenunternehmen sehr wieder solvabel wird, daß es in absehbarer Zeit ein vernünftiges Verhältnis zwischen eigenem und fremdem Kapital wieder herstellt. Die Schachtelung des neuen Trübses richtig darzustellen, würde eine kleine Broschüre ausmachen.

Unzweifelhaft sind durch die gewaltigen Beträge, die von öffentlichen wie von privater Hand für Bauparaturen, Umbauten, Teilung von Großwohnungen etc. aufgewandt wurden, gleichzeitig auch gewaltige

Deutsche Tennismeisterschaften.

Hamburg, 10. August.

Neben den entscheidenden Spielen im Herren- und Damen-Einzel wurde auch das Damendoppel noch bis fast zur Schlussrunde gefördert. Für die Vorrundenschlußrunde qualifizierten sich Dearnann/Polle; Sperling/Horn; Scriben/Harnid; Wamoff/Couquerque. Auf dem Schmeider verzeichneten sich gegen Wamoff/Couquerque nicht durchzusetzen und verloren nach drei Sätzen 4:6, 6:4, 1:6.

In der Vorrundenschlußrunde unterlagen Frau Sperling/Horn gegen die Engländerinnen Dearnann/Polle mit 2:6, 5:7, jedoch das Damendoppel zu einer reinen ausländischen Angelegenheit geworden ist. Trotz aller Anstrengungen vermochte Frau Sperling nicht das schlechte Spiel der Wiesbadenerin Horn völlig auszugleichen. Marieluise Horn scheint völlig außer Form zu sein.

Nach einem fünf-Satz-Kampf spielten sich die beiden deutschen Nachwuchsspieler Henkel/Decker im Herrendoppel in die Vorrundenschlußrunde. Sie schlugen mit 3:6, 6:4, 6:3, 2:6, 6:4 die beiden Engländer Cooper/Hare. Sopman/Turnbull lagen gegen Hedda/Pallad bereits mit 6:1, 6:2, 5:4 in Führung, als Sopman wegen einer Operation seiner Frau sofort nach England abreisen mußte. Verdientesten Wadia/Casta über die Amerikaner Burwell/Jones mit 6:1, 4:6, 6:3, 7:5, während das Treffen Maier/Quitt infolge der einbrechenden Dunkelheit abgebrochen werden mußte.

In der Vorrundenschlußrunde treffen aufeinander: Hedda/Pallada — Wadia/Casta; Henkel/Decker — Sieger Kleinroth/Lund — Maier/Quitt.

Aus dem Fußballlager.

Ferencvaros Budapest spielt am 17. August gegen den 1. FC Nürnberg, am nächsten Tage gegen den 1. FC Kaiserslautern.

Der 1. FC Nürnberg wird am 26. August sein Revue-Spiel gegen Schalke 04 bestreiten.

Die SpVgg Fürth will bis zum Beginn der Punktspiele noch sechs Freundschaftsspiele austragen und eine Reise zum HSV Viktoria Hamburg, Tennis Borussia, FC Harthaus, VfB Gladbach und SpV Reichenbach unternehmen.

Josef Böttlinger ist neuerdings Fußballlehrer beim SV Jena und VfB Apolda.

Banern München spielt im Oktober gegen den 1. FC Kattowick und anschließend gegen Polens Meister Ruch Bismarckhütte.

Fortuna Düsseldorf weist Ende August in Süddeutschland und spielt am 25. August gegen die Stuttgarter Kickers und tags darauf gegen die Kickers Offenbach.

Die hervorragende österreichische Berufsspielermannschaft von Rapid Wien tritt schon in den nächsten Tagen wieder eine Reise nach Großbritannien an, wo zum Beginn der Herbstsaison vorher folgende Spiele absolviert werden: 14. August gegen Glasgow Rangers, 15. August gegen Hearts of Midlothians in Edinburgh, 19. August gegen Bohemians in Dublin, am 21. August in Belfast gegen Celtic, und am 27. August gegen Clapton Orient in London.

Deutscher Sieg auf dem Dubliner Reitturnier

(Dublin, 11. August.)

In der internationalen Springkonkurrenz um den Wanderpreis Aga Khans auf der Military in Dublin gelang es der deutschen Mannschaft am Freitag einen eindrucksvollen Sieg zu erringen. Deutschland wurde mit 31 Fehlern erster vor Frankreich mit 55 Fehlern und Irland mit 60 Fehlern.

Summen von zweit- und drittfälligen Hypotheken gerettet worden. Die Pfandbriefbanken, Sparkassen und öffentlich-rechtlichen Versicherungen Hypotheken um ein weiteres Jahr bis Ende 1935 verlängert. Auch die übrigen Aufwertungshypotheken werden in den nächsten Monaten zu einer aktiven Frage der Kapitalpolitik. Im allgemeinen ist vor dem 31. Dezember 1934 nicht mit einer großen Transaktion zu rechnen. Man darf aber erwarten, daß trotz aller Verlängerungen der Fälligkeitstermine vor allem den notleidenden kleinen Sparern und Rentnern in einem gewissen Maße die Möglichkeit geboten wird, wieder in das freie Verfügungsgeld ihres Kapitals zu gelangen.

Nach den bis jetzt vorliegenden Berichten haben die diesjährigen Saison-Schlupferkäufe den erwarteten Erfolg gebracht. Sonderwaren sind für den Saisonverkauf nicht mehr bereitgestellt worden. Am besten scheinen die Schuhgeschäfte abgekauft zu haben, die zum Teil sehr erhebliche Umsätze erzielt haben. Die großen Kaufhäuser hatten in diesem Jahr keine übermäßigen Lager vorrätig. Nach dem, was man bis jetzt von ihnen hört, scheinen sie aber recht zufrieden zu sein. Mengenmäßige Angaben mit Prozentziffern der Umsätze in früheren Jahren wird man erst in der nächsten Woche vorliegen haben.

Neues Abkommen über die Palästina-Auswanderung.

In einem Rundbrief teilt die Reichsstelle für Devisenbewirtschaftung das Ergebnis der Verhandlungen mit den am Palästina-Abkommen beteiligten jüdischen Stellen mit. Danach ist, wie das JdJ meldet, bei der Reichshauptbank für die Bank der Gesellschaft Jaffa erneut ein Sonderkonto I eingerichtet. Auf dieses Konto können — mit Genehmigung der zuständigen Devisenstellen — Juden, die in Deutschland anständig sind und zurzeit nicht auswandern, sich aber gleichwohl schon jetzt eine Heimstätte in Palästina schaffen wollen, Einzahlungen leisten. Die Einzahlungen finden ausschließlich Verwendung zur Bezahlung deutscher Warenlieferungen nach Palästina. Die Höchstgrenze der Einzahlungen beträgt 50 000 RM für jede wirtschaftlich selbständige Person. Das Geld kann auch in Häusern Hypotheken und Beteiligungen an Unternehmen angelegt werden. Die Erträge sind der Reichsbank anzubieten.

Nur 75 v. H. der Baumwollernte des Vorjahres in Amerika.

Runmehr liegt eine amtliche Schätzung der zu erwartenden Baumwollernte vor. Daraus ergibt sich, daß man mit einem Ertrag von 9 195 000 Ballen gegen 10 047 000 Ballen im Vorjahr rechnet. Abgesehen vom Jahre 1921 ist somit die Baumwollernte in diesem Jahre seit 1896 die geringste.

Biersteuer-Ertrag in USA.

Die amerikanischen Steuereinnahmen aus dem Verkauf von Bier und alkoholischen Getränken betrugen in der Zeit vom 1. Dezember bis 30. Juni rund 185 Mill. Dollars. Im einzelnen sind für Bier 103 915 651 und für die sonstigen alkoholischen Getränke 81 007 884 Dollars Steuern eingenommen worden.

ein ganz umsonst hat, sondern daß außerdem noch Melade erheblich billiger in der Herstellung wird.

Wochenend

ILLUSTRIERTES SONNTAGSBLATT



Alt-Kreuznach

Phot. E. Lenscher, Dortmund

Fränkischer Bilderbogen

VON FRIEDRICH SCHNACK

Mainfranken ist eines der lieblichsten und innigsten deutschen Bilderbücher, mit heiteren Farben, Tälern, Flüssen und Gründen, seinen Flächen, Linien und Höhen. Wer ins Mainland reist, reist ins Weinland: dort gehen die Sinne auf, denn in Franken gibt es Schönes zu sehen, Klangvolles zu hören und Edles zu empfinden. Wer einmal, etwa in einem gutgerateten Frühling oder in einem abgeklärten Herbst, dies zierliche Landschaftsbuch aufschlug, wird die geschauten Bilder nicht wieder aus dem Gedächtnis verlieren, und wer als echthürtiger Sohn von dort in die Ferne geht, vergisst sein wein- und obstreiches Heimatland nie: die fränkische Erde ist, nach einem zutreffenden Wort eines einheimischen Schriftstellers, schwer und anhänglich. Ja, triebe es ihn durch sieben Meere, wie den Würzburger Liedermeister Max Dauthendey, der unter Palmen auf Java an Heimweh litt: in den äußersten Ländern der Erde wird ihn das Gesicht Frankens gegenwärtig sein, das geliebte Antlitz seiner Erdmutter: mehr „als goldene Pagoden gilt ihm Heimatgras.“

Wer also nach Franken fährt, reist in eine festlich gestimmte und harmonische Landschaft. Weinlaub überschwillt die Hänge des Maintals, bekränzt die anmutige Traubenstraße; Gärten, Schlösser, Kirchen, Burgen und Bögen spiegeln sich in der Welle des beglückenden Flusses. Die Luft ist würzig vom Blütenhauch der Gärten und der Wiesen, und immer hängen Erlebnisse mainauf, mainab von reichen geschichtlichen Erinnerungswerten, mit deren Vielfalt und Buntheit sich nur wenige deutsche Lande messen können.

Das unterfränkische Volk, soweit es die Rebe hebt, fleißig dem Wein zusprechend, ist zwar nicht so beweglich und aufgeräumt wie das rheinische und wie es der Geist der Traube vermuten ließe: es hängt zäh am Alten und liebt die ungrüblerische Behaglichkeit; dennoch ist es rege, gemühtief und phantasievoll. In seinem Blut ist die Kraft der Gestaltung mächtig, der Drang zu Schönheit und Kunst: es hat viele Dichter, Maler und Bildhauer hervorgebracht. Sein Wesen schmückt, malt,

singt. Die Werke aus fränkischen Händen hervorgegangen, sind fein und zierlich, leicht und sogar schweigerisch. Der Wein wirkt hindurch mit seinem Lebenssaft. Diese fränkischen Artzeichen zeigt jede alte Tür, jeder Dachgiebel, jeglicher Brunnen.

Der Main ist die Lebensader Frankens, einst heiß umstritten, heut' eine länderverbindende Straße. Dieses, seinem größeren Bruder, dem Rhein, zustrebende Flußkind des Fichtelgebirges hat die bedeutende Eigenschaft, im Anschluß an die Donau, zwei Meere zu verbinden: das Schwarze Meer und die Nordsee. Aber Franken war immer an die Welt geknüpft, sein Boden ist bester Kulturboden: seit den frühesten Zeiten schon zogen drei Heerstraßen hindurch, eine kommend von Norden nach Nürnberg und Augsburg und weiter hinabreichend nach Italien, eine andere bog vom Mittelrhein her nach Würzburg, Nürnberg, Regensburg und begleitete die Donau abwärts und die dritte sandte Böhmen herüber quer durch Franken in den deutschen Südwesten. Kaufherren, Fürsten und Volk fuhren auf ihnen daher mit fremder Anschauung, fremder Sitte und fremdem Gut. Viel blieb davon hängen.

Bevor der Main in den Bannkreis von Würzburg einströmt, ist er bereits an einer Perlenschnur reizender Weinreiser vorbeigekommen, im grauen Stufenland des Muschelkalks, in den er seine fruchtbaren Flachtäler einsägt. Steigt man auf die weinlaubglänzenden, terrassenförmig gebauten Höhen, ist man verwundert, nicht auf Gipfeln, sondern auf sanftwelligen Hochflächen mit Fluren, Feldern, Weiden und Siedlungen zu stehen. Mit hellen Flußschlingen wendet sich der Main durch sein Stufenland, liebe, gastliche Dörfer und Kleinstädte bespülend. Da liegt Leidingsfeld, einst dem trunkfesten Böhmerkönig Wenzel zu eigen; das dächerrote Randersacker, Würzburgs ländlicher Vorkeller, bedacht mit köstlichen Sorten; das fröhliche Sommerhausen mit der Sonne und der Traube im Wappen; in der Schattenlage die Dorfschwester Winterhausen, im Wappen gleichfalls die Traube.

darüber den Sichelmond. Lohnend ist der Besuch im betriebsamen Ochsenfurt, aus dem sich die Würzburger Studenten in den Sommermontagen ihre Räusche holen, ein baugeschichtlich prächtiger Ort, im Volkswitz die Universitätsstadt der Dummköpfe, wohl im Anklang an die englische Universitätsstadt Oxford so bezeichnet. Vergessen wir nicht Marktbreit, den alten Handelsherrenplatz, mit den reichgeschmückten Häusern des Barocks; jenseits Frickehausen, eines der fesselndsten Dörfer Frankens, ein unberührtes Stück Mittelalter, mauerumzogen, bewehrt und betürmt, vorzüglich in einer Mondnacht zu genießen, wenn der Duft der Traubenblüte durch die Gassen geistert. Wir kommen nach Kitzingen, gleich fällt einem der schiefe Falterturm auf, krumm von allen Seiten, als hätte ihn sein Bauherr im „Schwips“ gegründet. In Kitzingen zählt man hundert Weinhandlungen und viele Faßfabriken für die fränkischen Weinströme. Der Kitzinger Wein ist ein wahrer Freudenwein: schon der Alchimist Glauber, der Erfinder des Glaubersalzes, der vor Jahrhunderten in Kitzingen hauste, rühmt diesen Traubensaft: „Kaum ein Land auf dem Teutschen Boden zu finden, darinnen der Edle Wein häufiger und besser wächst.“ Schnell noch einen Abstecher in die Weinstädten Dettelbach und Volkach, wunderbare altfränkische Orte, und dann noch nach Schweinfurt, wo das Weingrün und die glitzernde Beere schon seltener wird, und die Industrie anfängt mit Schweinfurtergrün und Gußstahlkugeln. Oben am Berg Schloß Mainberg, vor Jahren der Sitz des Religionsphilosophen Johannes Müller, der jetzt in Elmau seine „Grünen Hefte“ herausgibt.

Und dann mit der Bahn nach Würzburg, Frankens Herz, die Stadt des heiligen Kilian, die Bischofsstadt, die alte Residenzstadt, in der sich der Baumeister Balthasar Neumann, dem Franken zahlreiche Profan- und Sakralbauten verdankt, in der Residenz ein bezauberndes Denkmal setzte. Dahinter der herrliche baum- und vogelreiche Hofgarten, ein köstliches Frühlings- und Sommerstell-

dichlein für Gartenfreunde, Philosophen, verliebte Studenten und für Rentner, deren es vor dem Krieg in Würzburg viele gab. Vor der Residenz der raumhaft einzigartige Residenzplatz mit dem schönen Brunnen Walthers von der Vogelweide, der hier auf seinem Stein „mit überdachtem Bein“ sitzt und zu beiden Seiten des Platzes die flankierenden Säulen mit der Aussichtskanzel, von denen der Volksmund behauptet, sie würden sich verneigen, sobald ein braves Mädchen vorüberginge ... Wir müssen uns auf das Würzburger Lied berufen: die Würzburger Glöckli haben ein schönes Geläut und die Würzburger Mädli sind kreuzbrave Leut. Sehr schön ist der Blick auf die Universitätsstadt vom Kalksteinrücken des Steinbergs, auf dessen sonnenbeglühter Breitseite der köstliche Steinwein reift. Von ihm kündigt auch ein bekannter Spruch: „Zu Würzburg am Stein, zu Klingenberg am Main, zu Bacharach am Rhein, da wächst der beste Wein.“ Jenseits auf der Südflanke des Festungsberges, auf dem die Feste Marienburg thront, gedeiht der andere berühmte Würzburger Tropfen, der Wein der „Leisten“, zwar nicht so feurig wie der männliche „Stein“, doch nicht weniger edel, mehr weiblich mild. Schön ist der Blick von der Festung über die vieltürmige Stadt auf den Fluß, der von dem bunten Gewirr der Stadt das Mainviertel abschneidet, das ganz dicht an den Schloßberg gepreßt wird, gasseneng und reich an Weinkneipen, kein Wunder auch: hinter den Dächern lacht der „Schloßberg“, zwischen den Bastionen der Festung, und mit ihm und all den anderen Säften werden in den großen Kellereien die Flaschen und die breitbäuchigen Bocksbeutel gefüllt, davon es in den Straßen Würzburgs die herrlichsten Räusche gibt, wie allgemein bekannt.

Vom Mainviertel herüber führt die alte Mainbrücke, mit ihren zwölf Brückenheiligen, darunter auch Karl den Großen im windflatternden Mantel: sein mächtiger Wille war nach den Traditionsbüchern der Benediktinerabtei Fulda entscheidend für die Ausbreitung der Rebe in Franken.

Herrliche Bauten sind die Würzburger Kirchen, das mag jeder in Kunstgeschichten nachlesen. In der Neumünsterkirche soll nach der Sage Walther von der Vogelweide seine letzte Ruhestätte gefunden haben: von der Kirche zum bischöflichen Palast, dem „schönsten Pfarrhaus Deutschlands“, führte, wie die Legende weiß, der sagenumwobene Kreuzgang Walthers, das Lusumgärtlein, in dem der Sänger die Vögel fütterte.

Die lebendigste Zierde Würzburgs ist das „Clacis“, eine Baum- und Rasenanlage in Hufeisenform, beginnend und endend am Main. Eine üppige Blätterlunge, die die Stadt durchatmet und ihr das Aussehen einer einzigartigen Gartenstadt verleiht. Zahllose Vögel nisten in diesem straßen- und wegdurchschnittenen Baumgürtel; im Mai wogt ein Strom von Flieder und ein Konzert von Schnäbeln berückend durch Würzburg.

Mit dem fortziehenden Fluß scheiden wir von Würzburg, immer begleitet von den hügelnden Traubenhängen: hier Oberzell, wo die Rotationsmaschinen der Schnellpressenfabrik König und Bauer laufen; dort taucht Veitshöchheim, eines lebensfrohen geistlichen Fürsten verträumtes Schloß mit Rokokogarten auf. Im Kavalierbau wirkt jetzt die staatliche Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau; denn Frankens Obst- und Gemüsebau ist nicht weniger wichtig und edel als die Weinpflege: der Wert des unterfränkischen Obstbaumbestandes wurde vor dem Krieg schon auf 120 Millionen Goldmark geschätzt; 1917, dem Jahr einer Vollernte, reiften in Unterfranken eine Million 320 000 Zentner Obst. Veitshöchheim baut Musterweinberge: Traminer und Sylvener sind feine Gewächse. Das reiche Baum- und Rebengrün lacht, allerdings graubestaubt, in das sachliche Kalstalt herein.

... Unterwegs, bei Lohr, schwenkt der Main ab, einen Umweg machend, denn er hat Zeit: sein Wasserband umgürtet die großen Waldungen des Spessart, wo Hauuffs Wirtshaus unter Märchenwipfeln die Automobile der Fremden erwartet. Der Mainlauf ist bis Aschaffenburg betupft mit grünen Weinflecken: Homburg, Wertheim, Klingenberg sind Namen von Klang, und famose Orte, trefflich geeignet für Sommerferien und traubensüße Herbste.

In Aschaffenburg, wo Clemens Brentano begraben liegt und der Ardinghelo-Dichter Wilhelm Heinse lebte, spiegelt sich im Fluß das rote Schloß, ein mächtiges Viereck mit riesigen Türmen und Helmen, ernst und zeitlos, und hinter dem wuchtigen Werk liegt die gemütliche Stadt, beschließend den farbigen Bilderbogen vom Mailingelände mit dem uralten Spruch:

Glockenklang, Gesang und Wein
Gehen durch ganz Franken.

DAS



Schulz-Kampfhenkel

Das Dschungel rief

Zoologie-Student, Tierfänger, Urwaldjäger in liberianischer Wildnis

Copyright 1933 by Neufeld & Henius, Berlin // Nachdruck verboten

VII.

Auf einmal tut sich der Jeltvorhang auseinander und heraus tritt der von allen schwarzen Leuten sehnsüchtig und mit Spannung erwartete weiße Mann. Er trägt kniehohes Lederkleid, graugrüne Knickerbockers aus Khat, grünes Jagdhemd mit offenem Kragen und einen Tropenhelm. Als er durch das Dorf geht, laufen alle kleinen Kinder brüllend vor ihm in die Hütten, als sei der Leidschaftige hinter ihnen her. Im Palaverhaus, das, wie eine offene Veranda, statt der Wände eine tiefschwarze Lehm- und Kalkstrasse hat, läßt sich der weiße Mann nieder und läßt sich von den Kindern umgeben, die der Boy mit dem hochmütigen Gebaren nachher feierlich vor dem Zelt serviert.

Der weiße Mann hat unter den Augen des staunenden Volkes eben die letzte geröstete Kaffeebohne verspeist, da erscheint der Häuptling des Dorfes, der seinen Fremdling am Abend zuvor nur kurz begrüßen konnte. Er ist ein mittelgroßer Mann von vielleicht vierzig Jahren mit breitem, schwarzbraunem Gesicht, breiter Nase, wulstigen Lippen und außerordentlich listigen Schlitzaugen; am Körper trägt er ein talarartiges Gewand aus inländischem Tuch, auf dem Kopf einen Filzhut, den man kaum noch als solchen erkennt; er hat ihn, wie auch sein leidendes Englisch und seinen Namen — er nennt sich Joseph —, aus seiner in Monrovia verbrachten Jugend herübergerettet. Wie alle Urwaldneger läuft er barfuß.

Jetzt schütteln sich der schwarze und der weiße Häuptling freundschaftlich die Hände, der erstere überreicht sein Gastgeschenk, ein Huhn und eine Schale mit Palmnüssen, wofür er als Gegengabe eine Flasche Schnaps, ein paar Bund Tabak und ein Päckchen Kafferting empfängt. Dies letzte gibt er kopfschüttelnd zurück. Er kann nichts damit anfangen. Dann wird er eingeladen, auf einer umgestülpten Kiste Platz zu nehmen. Der Weiße verschwindet für einen Augenblick im Zelt; als er herauskommt, hat er zwei dicke Bücher unter dem Arm, die er neben seinen Liegestuhl legt. Nach kurzer Unterhaltung erhebt sich der Häuptling; er hält eine Rede in der Neger-sprache seines Stammes zu den ringsum stehenden und lagernden Dorfbewohnern. Als er geendet hat, kommen alle Männer, vom Jüngling bis zum Greis, auf das Zelt zu, lauern sich in engem Kreis um den Liegestuhl und lauschen den Worten ihres Häuptlings, der ihnen jetzt verdolmetscht, was der weiße Mann hier in den Jagdgründen ihres Dorfes sucht.

Die Tiere ihrer Heimat also will der weiße Mann haben. Ja, welche Tiere denn, fragen sie; viel, viel verschiedenes Wild, plenty, plenty different meat lebe in ihrem Busch, sagt der Dolmetscher. Aber der weiße Mann verrät noch nicht, was er haben will. Er denkt an jenen Forschungsreisenden am blauen Nil, dem die Neger mit treuen Augen versicherten, gerade in ihren Sümpfen lebe das Tier, das so groß wäre wie ein Flusspferd und gefleckt wie der Leopard, aber mit dem Maul des Krokodils und vier Stoßzähnen, und seine Nahrung seien die Affen hoch oben in den Urwaldbäumen, — denn solch ein höllisches Schreckbild hatte er ihnen im Spaß beschrieben, um ihre Glaubwürdigkeit einmal auf die Probe zu stellen! — So sind sie, die Neger; warum, denken sie, soll man den netten Massa enttäuschen, wenn er doch so gern hören möchte, dies oder das Tier lebe hier; sagt man ja, so bleibt er, und er hat Tabak und Schnaps und Geld; und findet er sein Tier nicht, so geht er wieder weg, und es tut ihm nicht weh. — Das alles weiß der weiße Mann, der da im Strohstuhl liegt, auf dem Dorfplatz im Libitabusch, den Tropenwald im Gesicht geschoben und von einem Haufen erwartungsvoller schwarzer Männer umgeben; und deshalb sagt er nicht, was für Tiere er sucht, sondern er läßt sich erzählen, wie die Tiere aussehen, die man hier schon einmal gesehen, gefangen und aufgetrennt hat. Und er denkt nicht daran, auch nur die allerfeinste Hilfestellung zu geben. — Jetzt geht nun das Palaver los; jeder will sein Teil zugeben, und der Dolmetsch fängt an:

Ja, also deers gäbe es hier. Das sind Antilopen. Wie die aussehen, diese deers, fragt der Massa; o, different, different deers heißt die Antwort: manche klein und schwarz, das sei der black deer; manche groß und rot, das sei der red deer; manche seien winzig klein, wirklich so small too much, ihr Fuß sei so dünn like this, und man hält ihm ein bleistiftartiges Hölzchen hin, und sie seien flug, sie haben senec too much, und man sehe sie überhaupt nur alle Jubeljahre einmal; auf englisch wisse er den Namen nicht, meint der Häuptling. Und dann gäbe es manchmal eine bush cow. Das ist der Büffel. Und in der Regenzeit kämen sogar elefants in diese Gegend; und plenty plenty gäbe es Wildschweine; die seien Schufte (rascals), denn sie verwüsten die Mantoffarmen.

Bis hierher könnte alles stimmen.

Was es aber für kleinere Tiere gäbe, will der Massa weiter wissen. O, plenty, sagt der Häuptling; er kenne nur die englischen Namen nicht; monkeys natürlich, Affen, too much, rote, schwarze und graue; und small meat jeder Art; manches lebe in den Bäumen, manches auf der Erde.

Auch hiergegen ist nichts einzuwenden.

Wie es denn mit Schlangen stünde? — Was, fragt der Häuptling, snakes? Schlangen wollte er auch haben,

1) Schwarzer Urwaldducker (Cephalophus niger, Gray).

2) Schirrantilope (Tragelaphus scriptus, Pallas).

3) Zwergantilope (Cephalophus spiniger, Temminck).

der weiße Jäger? Er grinst über das ganze Gesicht; er erzählt es den andern; die hauen sich auf die Schenkel und wollen sich totlachen; Schlangen will er haben, der weiße Mann! Ausgerechnet Schlangen! Aber sicher, die gäbe es, plenty sogar und auch different, different, braune, grüne, schwarze. Wieder weiß der Dolmetsch keine englischen Namen, und seine Beschreibungsversuche in lächerlichem Englisch sind gänzlich verworren.

Immerhin, man hat allerlei erfahren. Die genannten Tiere gibt es also wirklich hier, denn aus Bilderbüchern können diese Urwaldneger sie nicht kennen. Der weiße Mann aber hat solche Bilderbücher. Sie liegen neben ihm auf dem Lehm Boden und sollen ihm helfen, zu erkunden, welche Tiere die Neger in der Tat schon gesehen haben; mögen die Kerls so viel schwindeln und aufschreiben, daß der Urwald verdorrt, wenn man ihnen etwas mit Worten beschreibe; — gibt man ihnen ein Buch in die Hand, so kann man in den Geschichten lesen, ob sie das Tier da auf dem Bild kennen oder nicht. Ein Buch und ein Bild ist große Medizin; sie wird mit so viel Ehrfurcht bestraunt, daß kein Buschmann auf den Gedanken käme, dabei Theater zu machen. Freilich, fragt

die Sümpfe und Wälder der Umgebung seines Dorfes abholt.

*

Also, es ist ungefähr eine Stunde her. Die Bilderbuchsammlung ist beendet, die Leute haben sich zerstreut, ich bin ein bißchen einen Buschpfad langgebummelt, habe eine Taube und einen Helmvoegel zum Mittag geschossen und trotte nun dösend über den flimmernden heißen Dorfplatz zu meinem Zelt zurück. Als ich um eine Lehmhütte biege, stolpere ich über einen Kerl, dem dabei vor Schreck etwas aus der Hand fällt, über den Boden rollt und sich in mehrere Teile auflöst: ein locker zusammengekniffenes Bananenblatt, aus dessen Falten auf einmal — zwei abgeschlagene, behaarte Unterarme eines mittelgroßen Affen herausrutschen! Ich gucke den Schwarzen verdutzt an, der grient verlegen von einem Ohr bis zum andern und erklärt langwierig, diesen Affen habe er gestern geschossen, drei andere Männer haben ihm geholfen ihn zu greifen, weil er nicht gleich tot gewesen sei, nun haben sie ihn untereinander aufgeteilt, er habe sich die Arme zurückgehalten, und die wollen er jetzt kochen und aufessen, denn sie seien zu süß, —



Heimwärts durch die Felder

Scherenschnitt von Lolo Brandenburg

man noch lange und redet vielleicht zu, dann wird er auch auf das Bild vom Dinosaurier tippen und versichern, dies meat lebe in seinem Busch.

Das Bilderbuch liegt jetzt also auf einer Kiste vor dem Stuhl des Weißen; die Neger rücken heran, hocken, knien und stehen in dichtem Haufen herum. Der Massa blättert langsam Seite für Seite um, wobei er sorgsam die gespannten schwarzen Gesichter beobachtet, die wie gebannt auf diesen Zauber starren. Bei jedem wohlbekannten Bild, bei Antilopen, Affen, dem Pinjeloerschwein und bei dem bunten Bild des Zebraduckers bricht lebhafte Gemurmel aus, und unzählige schwarze Finger tippen auf die Abbildung herab. Die Sache macht Spaß, aber der Spaß ist ihnen nicht geheuer. Sie schütteln die Köpfe und staunen und begreifen nicht, wie der weiße Mann das Gekirch ihres Baldes so genau in seinem Buch haben kann; immer wieder ertönen die seltsamsten Reflaute höchster Verwunderung.

Das Bilderbuchpalaver ergibt das Resultat, daß fast alle wichtigen Liberatorie in dem Dorf bekannt sind. Die Gewißheit aber, daß auch das Tier in diesen Wäldern lebt, dessen Erbeutung für den Weißen eine der wichtigsten Aufgaben seiner Expedition bedeutet und dessen Vorkommen hier sein Bilderbuch nicht ermitteln konnte, weil nämlich kein Bild von ihm darin ist, — diese Gewißheit erbringt einer jener afrikanischen Zufälle wie sie schon mandem ahnungslosen Tropenreisenden zu überraschenden Erfolgen verholfen haben. Und da ich diese Zeiten hier am Zelttisch in das Tagebuch schreiben will, ich die Geschichte noch erzählen, bevor der Häuptling mich zu dem verabredeten Pfirsichgang durch

und dabei klopft er sich auf seinen nackten Bauch. Inzwischen hat mein Gewehrträger die traurigen Ueberreste des unglücklichen Affentieres aufgesammelt und will sie gerade wieder in das Blatt einwickeln, da fällt mein Blick auf die Hände . . . ja, die haben doch nur vier Finger . . . und die Arme grünliches Fell . . . sollte das etwa . . . mit einem Satz bin ich bei dem erschrockenen Mohren, reiße ihm das Paket weg . . . und was habe ich in der Hand? . . . Die vorderen Extremitäten von Colobus verus, dem grünen Stummelaffen! . . . „Wo sind die anderen Teile“, brülle ich den Buschmann an, während das reine zoologische Lampenfieber in mir hochsteigt, „where to hell is the head?“ . . . der Kerl starrt mich an, als trachte ich ihm nach dem Leben, er denkt, ich hab einen Sonnenstich, daß ich mich um ein paar Affenarme so gebärde . . . „wo ist der Affentopf“, will ich wissen, „künst Schilling für den Schädel . . . sofort, one time, hol das übrige!“ — und der Mann rennt, was er kann, zu einem Haus am Dorftrand und ich hinterher. — Doch es ist zu spät; mit wehleidiger Miene kommt er heraus: die Brüder haben schon alles im Bauch; das Fell ist verbrannt, der Schädel zerfetzt und von den Hunden verschleppt. Die kostbarste Beute ist um Haarebreite durch die Lappen gegangen! Ich fluche wie drei Landstrolche und möchte am liebsten die Colobusreffer mit Wogeldunst in den Südpol schießen, obwohl sie eigentlich gar nichts dafür können. — Jedenfalls weiß ich, daß mein begehrtestes Wild hier vorkommt. Ich kaufe die beiden Arme, versammle wieder alles Volk und verkünde, daß ich für diesen Affen zehn Schilling Prämie zahle, was bewunderndes Gemurmel zur Folge hat. Dann stecke ich die Finger in

die Alkoholfische, um wenigstens diese Fragmente der Wissenschaft zu erhalten, und beruhige meinen Grimm mit der tröstlichen Hoffnung, den Colobus nun bald selbst einmal vor die Klinte zu bekommen.

Drüben erscheint der Häuptling, um mich zu dem großen Erkundungsgang abzuholen, von dem meine weiteren Entschlüsse abhängen werden; wenn mir das Gelände der Umgebung für den Tierfang geeignet erscheint, will ich hier bei dem Dörfchen Weppooita, im Land der Apelleneger, zwei gute Tagemärche hinter dem Ende der Autostraße und vielleicht hundertdreißig Kilometer von der Küste ab, mein erstes Sammellager aufschlagen. Nach dem Colobuspalaver eben bin ich schon so dreiviertel dazu entschlossen . . .

*

Es ist ein unvorstellbar verzweigtes tropisches Dschungelmeer, das ich jetzt kennenlerne. Nach kurzem Marsch auf dem Weg, den meine Karawane gestern gekommen ist, tauchen wir seitlich in einem engen, zugewachsenen Waldpfad unter. Wir: das ist der Häuptling, meine zwei Boys für Gewehre und Kamera und ich; an der Spitze unseres im Gänsemarsch schreitenden Zuges geht noch ein Mann, der mit dem Buschmesser in langen Streichen die in den Pfad ragenden Lianenranken und Äste kappi. Lange Strecken wandern wir in engem Pflanzentunnel unter den zusammengewölbten Baum- und Buschkrönen hin. Nicht zwei Schritte tief kann man in das Unterholz zu beiden Seiten hineinblicken; die Wildheit dieses un durchdringlichen Blätterdickts von Sträuchern und Schlingengewächsen kommt dem Urwaldwanderer hier, abseits des ausgetretenen Karawanenweges, erst recht zum Bewußtsein. Und dabei geht es noch längst nicht durch den eigentlichen Urwald; es ist derselbe niedere Buschwald, von dem ich erzählte; short bush nennt ihn der Häuptling. Bisweilen lichtet sich das Tunneldach für eine kurze Weile, die Sonne scheint herein und blendet unsere, an das grüne Dämmerlicht gewöhnten Augen.

Das Gelände wird hügelig. In den Senken geht der Buschwald in malerische Weinpalmen Sümpfe über, deren riesige, armbide, gefiederte Wedel dicht über dem Boden entspringen und in einem Labyrinth von niederen Bodengängen die Riedgrasbüschel und schwarzen Morastflächen in ewigen Schatten fällen. Hier und da ist der schlammige Boden von Fährten und tiefeingetretenen Wechsell von kleinen Antilopen und Pinjeloerschweinen durchzogen; zweimal sehe ich die Eindritze des Fährten und die einer mittelgroßen Kage, und unser Führer zeigt mir im Rand des Sumpfes eine frische Büffelfährte. Aber trotz dieser stummen Zeugnisse tierischen Lebens spüren meine Augen und die meiner schwarzen Begleiter vergeblich nach einer Jagdbeute aus. Nur vereinzelte Schmetterlinge schaukeln umher, hier und da huscht unheimlich ein kleiner Vogel durch das Gestrüpp.

Als wir aus dem Sumpf wieder in einen der Tunnelgänge des Buschwaldes treten, erhebt sich plötzlich über unseren Köpfen ein unheimliches Säusen und Brausen: ein großer Nashornvogel, der im dichten Gelaub versteckt lag, schwingt sich aufgeschreckt mit hastigen, schweren Flügelschlägen in die Luft. Man möchte glauben, dem jagenhaften Urvogel vergangener Zeiten in dieser urweltlichen Natur zu begegnen, so stark ist der Eindruck des Brausens unter den Fittichen dieser grotesken Riesenvögel auf den verschreckt verhoffenden Jäger.

Von Zeit zu Zeit brechen und rauschen Äste tief im Gebüsch, dazwischen werden verhaltene Grunz- und Gurgeltöne vernnehmbar: monkeys, flüstert mein Boy und späht gespannt in das Pflanzendickicht. Viermal werden wir so auf Affenbanden aufmerksam, ohne auch nur einen Schatten von ihnen zu Gesicht zu bekommen.

Leise wandern wir weiter durch den geheimnisvoll schweigenden Busch. Immer hügeliger wird der Boden, wir erklettern steile, dschungelbewachsene, steinige Hänge, schauen, oben angelangt, überrascht auf kleine, niedergebogene Flächen inmitten der Walddäcke, — verwilderte Farmen, die der fruchtbare Boden schon wieder mit krautfrohen, grünen Gestrüpp überwuchert. Weiße Rundscheiben hat man von diesen Hügelrücken, und ich begreife jetzt, was ich in einem alten Weltatlasbuch gelesen habe, daß nämlich ein Land kaum weniger zur Jagd mit der Büchse geeignet sein kann, als dieses, wo unübersehbar dichte Wälder in einem Guß Berge und Täler überziehen, und wo selbst die wenigen künstlich gerodeten Lichtungen so hoch und so dicht mit wirrem Pflanzenwuchs überwuchert sind, daß keines Menschen Auge ein Wild auf ihnen entdecken könnte.

Weit hinten erhebt sich am Rand einer verwilderten Pflanzung eine hohe Waldmauer: der eigentliche tropische Urwald mit seinen himmelhoch ragenden Bäumen. Ueberall, wo jetzt Buschwald wächst, hat er früher gestanden und er täte es jetzt noch, wären die schwarzen Bewohner des Landes nicht Ackerbauer. Zu Beginn jeder Trockenzeit, im Dezember und Januar, ziehen die Männer aller Dörfer in den Hochwald und roden ihn in monatelanger mühsamer Arbeit mit ihren Buschmessern nieder, soweit, wie sie Raum für Reis- und Maniottpflanzen brauchen. In den letzten Wochen der Trockenheit, im April und Mai, brennen sie den inzwischen von glühender Sonne verdorrten Reifwald ab. Nach den ersten Regengüssen wird Reis gesät, der unter den bald täglich niederrauschenden Wolkenbrühen emporsteigt und in den zwei, drei trockenen Wochen des August geerntet wird. Im Dezember, wenn die neue Trockenheit einzieht, roden die Schwarzen ein neues Stück Urwald für ihre Farmen. Die alten Pflanzungen werden sich selbst überlassen und wachsen, getrieben von fetter Erde und ewiger schwammiger Hitze und Nässe zu neuen strotzenden Wäldern empor.

Die gestohlene Melodie

VON KURT BOCK

Zu der niederländischen Gemütslichkeit der Bar, die den Stil einer Schifferkneipe mit vornehmer Gebiegenheit anheimelnd verquidete, paßten die bizarren Klänge der halbverstaubten Jazzband herzlich schlecht, wenn für uns auch die schwer hangenden altertümlichen Schiffsmodelle, mancherlei Wandschmuck und die kindlichen Zeichnungen auf den Decken Radeln, wie wasserläufige Moiren, vernebelte Palmenhaine, sagenhaftes Getier, den gleichen, die Phantasie erregenden Hauch ausatmeten wie die verwirrenden Klänge dieser exotischen Musik, der wir uns milde gefangen gaben.

Unser Gespräch war aus lebhaftem Austausch gemeinsamer Erinnerungen und bunter Erlebnisse, die wir nach unserer Trennung in allen Erdteilen, auf allerlei Dampferlinien und Segelschiffen durchfahren hatten, allmählich in Tiefen geraten, deren Schwermut so Auge in Auge mit dem Gedanken an unsere in stillblütigen Männlichkeit erstarrten Jugendfrohsinn nur allzu erklärlich war. Ragen doch an die fünfzehn Jahre des kämpferischen Seelens zwischen diesem Wiedersehenstage und unserer Ausfahrt damals in alle Richtungen der Windrose.

„Und doch können wir uns im Rückblick gewiß freuen“, sagt verlegen senkte Adrian den grauen Kopf und drehte spielerisch seinen Finger zwischen den harten Fingern, „diese tölpelhaften Jugendschmerzhaft, die uns hinaustrieb mit einer verrückten Erwartung von Freiheit und Abenteuer, ist uns nicht entfallen worden. Wenn wir auch auf Fahrt im Dienstesterei, in der alltäglichen Dredarbeit, mit widerspenstigen Mannschaften und teuflischen Maschinenübeln nichts davon gemerkt haben, daß Klüverbruch nochmal, nichts! Aber heute, heute: Wetter, wir sind doch keine Grünlinge mehr, haben die Nase in manchen Wind gestochen! Haben doch gelernt, was das Leben ist!“ Er kippte sein Glas gurgelwärts und blickte weit über uns hinweg. Die Musik schwang in einer weichen Melodie durch die Raucherhöhlen herüber.

„Hast Recht, altes Haus“, nickte der lange Egbert und ließ die Beine lang von sich, das Gesicht hinter auf die Klüverlehne gestemmt, „diese Landratten haben sich zwischen ihren ihrleingewohnten Tagen die Verdauung stets gern gefördert durch mancherhand Zule-Gespinnste, haben stieliche Blätter hinter warmen Bulleröfen ausgebrütet mit freundlichen Geschichten von fernen Inseln, onkelhaften Matrosen, paradiesischen Wäldern, — wir aber haben uns am Blut der holländischen Wirklichkeit einen lebenslänglichen Rausch angeeignet, daß wir die Welt doppelt sehen, die freudelächelnd dort zähnefletschend, — wir haben die Angst und das Grauen in allen Knochen schütteln gespürt, und dennoch: keines der Jahre möchten wir missen!“ Er fauchte den Pfeifenrauch hinauf zu der farbenprächtigen Fregatte über sich. Die Jazzband hatte einen Wirbel freischender, gezogener Töne. „Ja, darin liegt's“, meinte der rote Jan, „wir haben oft genug mit Volzeng den Freund Hein umsegelt, so daß wir das Leben von ganz anderer Seite angesehen als die Kaminbänder. Wir sehen die schwärzesten Schatten unweigerlich mit; so leuchten uns auch die Farben fröhlicher. Wir sehen die ganze Gestalt, die anderen sehen nur Fragmente.“ Er füllte uns die Gläser neu.

Durch das Schweigen tanzte da plötzlich eine seltsame, getragene Blütenweise auf, völlig unharmonisch, aber zwingend durch stete Wiederholung ein und derselben Tonfolge in verschiedenen Lagen, von verschiedenen Instrumenten, und hinreichend durch den wilden Takt des gedämpften Schlagzeuges, der Banjos und Trommel.

Ein pfeifendes Gurgeln riß uns jäh auf: Pieter stand über den Tisch gekrümmt, die Arme breit inmitten aufgelegt, gekrampf, starrte zur Musik hinüber, ganz weißen Gesichtes.

Wir zogen ihn, hoben ihn zurück, verstaute ihn auf der Ducht, er röchelte sinnlos, schlug mit der flachen Hand durch die Luft, ein rätselhafter Schreden fürchte seine Badentknochen kantig heraus, daß die Augäpfel glänzlich vorstülperten. Endlich verstanden wir aus seinem Fallen, die Musik sollte aufhören: „Die gestohlene Melodie“, schrie er qualvoll dazwischen.

Erst als einer der neuen frechen Gastenhauer loshämmerte und ein vierstündiger Rognad ihm eingetrichtert war, fand sich Pieter wieder zusammen, mit seinem Worte rührten wir an sein Geheimnis, — alle Fahrtensteile sind von jast weicher Rücksichtnahme auf innere Bewegungen, — zu sehr später Stunde aber erzählte er uns dann:

„Ich erst zwei Jahre her, der Spul mit dieser verdrachten Melodie, die mich hier wieder überfiel. Wir schlingerten mit einem prächtigen Kreuzerneubau, als Retisch getafelt mit Breitstif und frammem Motor, in der eisernen Südbeslaute herum, die verstreuten kleinen Faktoreien von Inseln zu Atoll, von Atoll zu Inseln abzuklappern. Unsere Crew bestand außer den Farbigen noch aus einem spanischen Steuermann und einem deutschen Maschinisten, nebst mir als Kapten. Eines Tages, — ein kurzer, deftiger Rucksturm mit pfundigen Fallböden hatte uns die ganze Großegelbahn aufgerissen und mehrere Schotkisten gebrochen, — schipperten wir platt vor der Wind in einer Badofenhöhe die abgelegene Nieder-

lassung irgend einer Niederländischen Handels-Maat-schappij an, um die Havarie zu klären. Die Insel war uns aus früheren Jahren her wegen ihres schönen und friedlichen Menschenbilds, sicherlich von Bali herübergewandert, in freundlicher Erinnerung. Wir booten also aus und landen in einer wüsten, whistortorfehenden Bunde jener alten Farmerorte, ihr wißt ja, die das Inselvolk mit Alkohol versenkte, verstaute und die Arbeit aus den gepeinigten Körpern dieser tierisch-stillen Naturfinder herauskugelte. Es war eine Musterverammlung, Ausbund roher Kraft, Ausschuß aller Südbeslarmereien, — ausgerechnet auf diesem lieben Eiland. Sie holten uns begeistert auf ihre Veranda, schrien einen Bog, der platt an der Wand lag, nach neuen Flaschen an und verprügelten uns die wilden Feste, ihr könnt euch denken; die Tängerinnen kauerten schon unter dem Hofe zitternd an den Ballisaden. Fern unter den Kokos- und Brotfruchtbäumen saßen wir einige Hüften der Eingeborenen, aber kein Leben zeigte sich hinter den Pisangmatten und Bambuswänden. Nur zwischen den Depots drückten sich ein paar farbige Arbeiter scheu herum, Bettelnuß lauernd, gebückt, — ich kannte diese Menschen, die Insel nicht mehr.



Erstes Mädchen

Holzschnitt von Erich Sperling

Die Farmer hatten bei sich einen eigenartigen Schweden mit so einer Art Forstverdracht, außerdem mit tobißhaftem Klimafieber. Dieser Wüster also nimmt uns beiseite und erzählt uns, wie er gestern das bisher völlig unbekannte Neumondfest, die heilige Tanzfeier der Insulaner, mit Hilfe eines der Weiber fern in den vulkanischen Felsen und Damsdächten habe belauscht können; er habe dabei auch die eigenartigen Tanzweisen auf Grammophonplatten aufgenommen. Wären jastelhaft gut gelungen. Er packt also seinen Musikflosser aus, und die erste Platte schurrt, stampft, singt los, — wirklich ein Erlebnis, zuzuhören.

Zufällig sehe ich hinaus in die jäh einfallende Dämmerung und erblicke die Tänzerinnen, die wie gebannt, zuckend herüberstarrten, einige Arbeiter rennen zu ihnen hin, dann stürzen alle schweigend fort in die Dunkelheit, aus der nur noch ein Sonigwogel pfeift und die fliegenden Hunde rascheln einhertumeln. Bald darauf stellt sich heraus, daß auch die Diener verschwunden sind.

Die hochgehende Stimmung aber erschlägt alle Besorgnis und Vorzicht, Klänge auf Klänge zerfällt geleert, auf den Hof geworfen. Plötzlich geht aber aus der lautlosen Finkernis ein Sagen von Pfeilen auf die Veranda nieder, der in den meisten Fällen schon tödeten. Ich hatte zwei dieser Giftbolzen im linken Unterarm, hier steht die schwarzen, faustgroßen Böcher, — die Wunden habe ich mir bald darauf an einem glühenden Pfeifen ausgebrannt. Als die Braunen aus der Nacht über uns hereinprangen, aus dem Hof, dem Hausinnern, vom Dach herunter, ließ ich mich hinter zwischen die doppelten Jalousien eines großen Fensters fallen, klemmte mich dort ein und gerrie die Moskitoneke über mich. Ich sah und hörte das schnelle Gemisch, dem keiner entging. Die größte Wut aber tobten sie sinnlos an dem Grammophon aus, ihre Priester zerklüngen mit Beilen den Apparat zu einem wirren Klumpen und fiedten dann das Haus darüber in Brand. Nur daß die Wilden dann sofort sämtlich zu den Booten liefen, um mein Schiff zu überfallen, und daß die Veranda aus Steinen gebaut war,

rettete mich vor dem Feuer. Meine Mannschaft an Bord aber war durch die Flammen gewarnt und konnte dem Kanuüberfall ausweichen. Auf See kreuzend traf sie gleich früh auf einen holländischen Frachtsteamer. Beide Mannschaften gingen sofort an Land und fanden mich. Der Strand lag völlig leer, auf einigen zugespitzten Ruderstangen saßen die schon gedörrten Köpfe der Farmer und meiner beiden Leute, die stieren Augen auf die See gerichtet, von Fliegenwürmern umtobt. Nie vergesse ich diesen Anblick — nie auch diese oerfluchte, gestohlene Melodie, — in der der Tod so grauhaft lacht und singt!

Lange schwiegen wir, gaben ihm nur jeder einen stillen Blick. Dann erst sagte, das Glas schon erhoben, der rote Jan:

„Etwas wie diese Melodie schleppen wir alle wohl in uns herum, allzeit und überall. Aber Dammid, grade dies Etwas wollen wir am wenigsten missen! Skool!“

Er hat recht, Lopp und Tafel, er hat recht!“

Eine Kahnfahrt

Von Carl Conrad

Die Freunde hatten ihre Zelte auf der kleinen Insel inmitten des Sees aufgeschlagen, und dort hatte ich den Nachmittag verbracht. Als ich mich den Zelten näherte, stand ich plötzlich und unerwartet Greta gegenüber, der Schwester eines meiner Freunde. Ich hatte sie vor Jahren

sans? Ich wollte dich immer schon fragen.“ Ich machte einige heftige Stöße vorwärts, dann werfe ich mich auf den Rücken, und sage: „Nichts!“ Greta liegt gleichfalls auf dem Rücken. Sie bewegt sich kaum und treibt wie ein Stück Holz langsam in der Strömung dahin. „Ich weiß nicht“, sage ich. Greta beginnt wieder zu schwimmen. Seht ist es völlig finster geworden, und ich kann sie nicht mehr sehen. Ich höre, wie sie dem Ufer zuschwimmt.

Das Wasser wurde plötzlich kühler, und ich erwachte aus meinen Erinnerungen. Ich warf mich herum. Der Mond war verschwunden. Ich sah mein Boot nicht mehr. Doch hörte ich dicht vor mir das quieschende Geräusch der Ruderhölzer und schwamm mit kräftigen Stößen darauf zu. Der Wind blies heftiger, und das Wasser war ziemlich bewegt. Da die Wellen mir bisweilen bis über die Augen liefen, mußte ich den Kopf stark in den Nacken halten. Es war ein ungewohntes und sehr anstrengendes Schwimmen. Vom Boot war immer noch nichts zu sehen, doch hörte ich durch das Brausen des Windes und das Rauschen der Bogen ganz deutlich wie die Ruder in den Tollen quieschten. Nur schien jetzt das Geräusch aus einer anderen Richtung, weiter rechts, zu kommen. Ich fühlte, wie ich schwächer wurde. Die Bogen kamen hoch und kräftig herangerollt und warfen mich hin und her. Ich hörte nichts mehr und mir wurde klar, daß es unmöglich sei, die eingeschlagene Richtung einzuhalten. Trotzdem schwamm ich weiter, stieß meine Füße mit ärgerlicher Gewalt in das Wasser und streckte meine Arme bei jedem Stoß weit vor, als müßte das Boot im Augenblick aus der Dunkelheit auftauchen. Es ist doch lächerlich, dachte ich, daß ich jetzt sterben soll, wo ich Greta wieder gesehen habe. Ich konnte in all den Jahren mit keiner Frau richtig glücklich werden, weil ich sie immer mit Greta verglichen habe. Es ist doch unmöglich, daß ich gerade jetzt sterben soll! Und gleichzeitig erinnerte ich mich an viele Beispiele von der Grausamkeit des Schicksals und mit welsch plötzlichem Zugriff es oft das Leben eines Menschen zerstört. Ich dachte am ganzen Leibe. Irgend etwas Furchtbares, Unbekanntes, Gewaltiges schien mich im Innersten berührt zu haben. Ich vermochte kaum noch zu atmen und hielt mich wassertretend auf der Stelle. Immer wieder mußte ich mir die nassen Haare aus den Augen streichen, aber ich sah darum nicht besser. „Ich habe doch nichts verbrochen“, sagte ich plötzlich laut, und der Wind riß mir die Worte vom Mund weg. Ich sah Greta in den Berliner D-Zug einsteigen, in ihrem hellen Trenchcoat und der Bastenmütze, und sie winkte aus der Gangtür noch einmal mit der Hand, und ich stand unten auf dem Bahnsteig und winkte mit dem Hut. „Ja, Greta,“ dachte ich, und meine Zähne schlugen aufeinander, und die Wellen warfen mich hoch und ließen mich plötzlich wieder sinken, daß mir übel wurde, „ja, Greta, so war das damals. Du fuhrst nach Berlin und ich fuhr ins Semester. Ich weiß wohl, ich hätte zuerst schreiben müssen. Greta. Ich weiß. Statt dessen lief ich zwischen jedem Kolleg um die Strahencke auf meine Bude, ob ein Brief von dir da ist. Schließlich sagte ich mir: erledigt! Von da an hatte ich ein schlechtes Gewissen. Greta.“

Ich legte mich hintenüber und trat und schlug das heftig bewegte Wasser, das mich wie einen toten Gegenstand umherwarf. Ich hatte den Plan gefaßt, in kleinen und dann immer größer werdenden Kreisen zu schwimmen, um auf diese Weise das Boot zu finden, falls es noch nicht allzuweit abgetrieben war. Me Augenblicke drehte ich mich um und hielt in der dichten Dunkelheit Ausschau. Aber es war, als trage ich eine schwarze Binde vor den Augen. Jedesmal, wenn ich die Beine abstieß, blies ich das Wasser aus meinem Mund. Oft drang es bis in die Lunge, und ich mußte heftig husten, um die Brust wieder frei zu bekommen. Ich war nicht mehr imstande, zu denken. Statt dessen glitten unaufhörlich Bilder durch mein Bewußtsein, ohne Zusammenhang. Ich sah mich mit Greta auf einer Straße im Sonnenschein. Es hatte zuvor geregnet, und nun stieg ein leichter weißer Dampf vom Pflaster auf. Greta trug ein rotes Seidentuch mit weißen Tupfen um den Hals. Wir gingen durch einen Park gegen Abend, und die hellen Kleider der Frauen leuchteten zwischen den Bäumen in der Dämmerung.

Jetzt war ich völlig erschöpft und beschloß, es aufzugeben. Ich hielt mich ruhig auf dem Rücken liegend, indem ich nur wenig meine Arme und Beine bewegte, die wie gelähmt waren, und ich dachte an meine Mutter. Um meine Augen war es ganz farr. Ich konnte nicht mehr weinen. Sonst hätte ich jetzt wohl geweint. Der Rücken schmerzte mich, und ich fühlte, daß ich es nicht mehr lange aushalten könne. Ich erinnerte mich an den Tag, wo ich nach dem letzten Semester heimkam und am Abend im Wohnzimmer neben meiner Mutter lag. Ich erzählte vielerlei, und zuletzt erst, was mir das Wichtigste war. „Es ist aus mit Greta,“ sagte ich. Meine Mutter blickte mich an und sagte: „So, so.“ Weiter nichts. Aber dieser Blick, voll Kummer und Befürchtungen! Du kanntest mich, Mutter! Ich weiß, ich habe dir in den Jahren viel Kummer gemacht. Nimm es mir nicht mehr übel, Mutter! Ich war noch zu jung damals, Mutter! Ich wollte noch den Rärm. Ich wollte noch so richtig auf den Wellen des Lebens schwimmen. . .“

Bei diesem Gedanken, der wie ein Hohn auf meine Lage war, schüttelte mich der Schmerz. Ich stellte mir vor, wie die Mutter Nachricht von meinem Tode erhalten würde. Vielleicht durch ein Telegramm. Sie wurde ohnehin schon immer so furchtbar blaß, wenn ein Telegramm kam.

Ich jammerte laut: „Vater im Himmel, wenn ich lebend hier herauskomme, o lieber Gott, lieber Gott, ich mache alles gut. Und dann gehe ich zu Mutter und sag: „Jetzt wird Greta meine Frau, Mutter.“

Nun war es vorbei. Wie der Rücken plötzlich einfrankte, schloß ich die Augen und streckte die Hände zum Himmel, als sei dort ein letzter Halt. Ich ließ gegen etwas Hartes und griff zu. Ich atmete, und es war Luft, die ich einatmete, nicht Wasser. Ich wartete, bis ich ein wenig zu Kräften gekommen war, zog mich ins Boot und legte mich flach auf den Boden. Dann wurde ich ohnmächtig. Als die ersten Blitze zuckten, kam ich wieder zu mir. Es regnete heftig, der Himmel war ein wenig heller, und der Wind hatte nachgelassen. Die Ruder hielten fest an den Bootswänden. So hatten sie keine Geräusche mehr verursacht. Das Boot mußte die ganze Zeit über in meiner Nähe gewesen sein. Ich setzte mich auf die Ruderbank, wandte mich um, und sah, daß ich auf die Insel zugetrieben war. Die Riesen bewegten sich schwarz vor dem Himmel. Unter einem bläulichen, knisternden Blick sah ich Greta am Ufer liegen. Sie winkte mit einem hellen Tuch. Ich hielt beide Hände an den Mund und rief: „Ich komme!“ Obgleich ich sehr müde war, kletterte ich in großen, raschen Zügen. Der Donner hallte laut in den Bergen wider, aber ich empfand keine Furcht mehr.

**ALLEN GEWALTEN
ZUM TROTZ SICH ERHALTEN
NIMMER SICH BEUGEN
KRÄFTIG SICH ZEIGEN
RUFET DIE ARME
DER GÖTTER HERBEI**
GOETHE

Der Retter in der Not

Von Edmund Finke

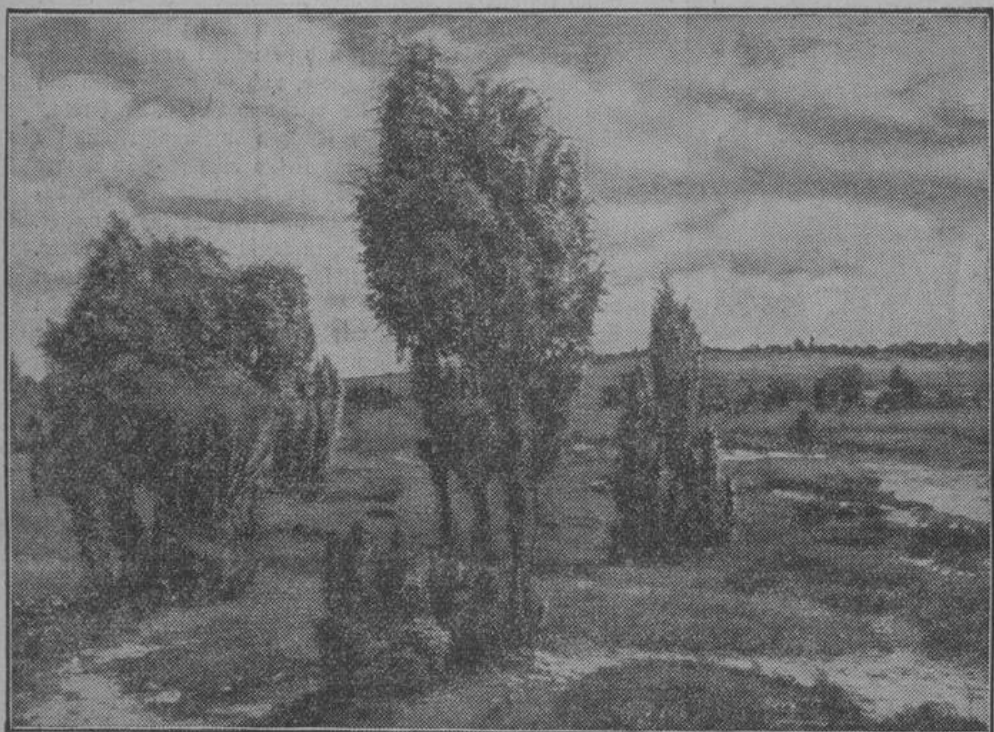
Es blieb kein Zweifel übrig. Mr. Landsdale war ermordet worden. Als Geoffrey das stilvolle, alte Landhaus seines Onkels in der Harrowstreet betrat, fand er den hübschen, kleinen Vorgarten von verdorrten Polsterpflanzen gestampft, das Gitter von einer neugierigen Menschenmenge belagert, so daß er mit Bedauern daran dachte, wie peinlich es wohl seinem Onkel gewesen wäre, wenn er hätte ahnen können, welch gewaltiges Aufsehen sein plötzlicher Tod in Hampstead erregen sollte. Denn der Bruder seines Vaters war immer ein stiller, schweiger Sonderling gewesen, dem sein ehemals nicht unbedeutendes Vermögen es gestattet hatte, in vollständiger Zurückgezogenheit seiner einzigen Leidenschaft, dem Sammeln ostasiatischer Kunstgegenstände zu leben.

In der geräumigen Vorhalle wurde Geoffrey Landsdale von Inspektor Borden empfangen. „Mr. Landsdale? Der Neffe des . . . Verstorbenen, wie ich vermute?“

„Ja, Sir. Ich wurde vor einer halben Stunde telefonisch von dem Unglück verständigt. Kann ich meinen Onkel sehen?“

Borden gedachte des schrecklich verzerrten Gesichtes des alten Mannes, der mit einem seidenen Tuch erdroffelt worden war, und verneinte die Frage. „Ich glaube, Sie behalten Ihren Onkel besser so im Gedächtnis, wie Sie ihn zum letzten Male bei voller Gesundheit gesehen haben. Sind Sie der einzige Verwandte des Toten, Mr. Landsdale?“

„Ja. Ich bin Chemiker. Habe ein kleines Laboratorium in Chelsea; metallurgische Experimenten und ähnliches.“



Heide-einsamkeit

„Ihr Onkel dürfte ein vermöglicher Mann gewesen sein, Mr. Landsdale. Seine Sammlungen waren in Fachkreisen bekannt und geschätzt. Aber diese Salunken haben das Haus ausgeraubt wie hungrige Mäuse 'nen Kornspeicher. Ich fürchte, Mr. Landsdale, es ist Ihnen nicht viel mehr übrig geblieben als diese japanischen Schwerter und Dolche dort an der Wand. Und das Haus natürlich.“

Der junge Mann lächelte bitter. Das Haus, hatte der Inspektor gesagt? Das Haus war bis zum Giebel mit Hypotheken belastet. Und die Versicherung beim „Globe“ würde gerade zur Deckung der übrigen Schulden reichen. Der alte Landsdale hatte alles seiner kostspieligen Leidenschaft geopfert.

„Peinlich genug, die ganze Geschichte,“ unterbrach der Inspektor des jungen Mannes Gedanken. „Ich schätze, daß wir die Sachen kaum jemals wiedersehen werden. Soviel bis jetzt festgestellt wurde, das Verbrechen von Chinesen begangen. Irgendwelche Gegenstände in Ihres Onkels Sammlung dürften die gelben Salunken besonders ge-



Ein Wasserflughafen in New York

reizt haben. Jedenfalls werden wir Ihnen Nachricht zukommen lassen.“

Der junge Landsdale kehrte bedrückt nach Chelsea zurück. Bedrückt und traurig, nicht nur des Todes seines Onkels wegen, sondern weil nach dieser Katastrophe kaum jemals etwas aus seiner Verlobung mit Mildred Gardener werden würde. Das hübsche, blonde Mädchen wartete im Laboratorium auf ihn, wo sie ihm täglich bei der Arbeit half. Wenn sie auch arm war wie eine Kirchenmaus, so war sie doch außergewöhnlich tüchtig, und Landsdale war ihr dankbar, daß sie alle Bedenken überwunden hatte und nun seit einem halben Jahre mit ihm zusammen arbeitete.

Mildred schwenkte fröhlich einen eingeschriebenen Brief in der Rechten, der mit der Vormittagspost angelangt war. Aber als ihr Geoffrey von dem Unglück erzählte und aufrichtig alle Folgerungen darlegte, die ihr erträumtes, künftiges Glück so schwer betrafen, weinte sie so herzzerbrechend, daß es ihm leid tat, ihr diesen Schmerz nicht doch erspart zu haben.

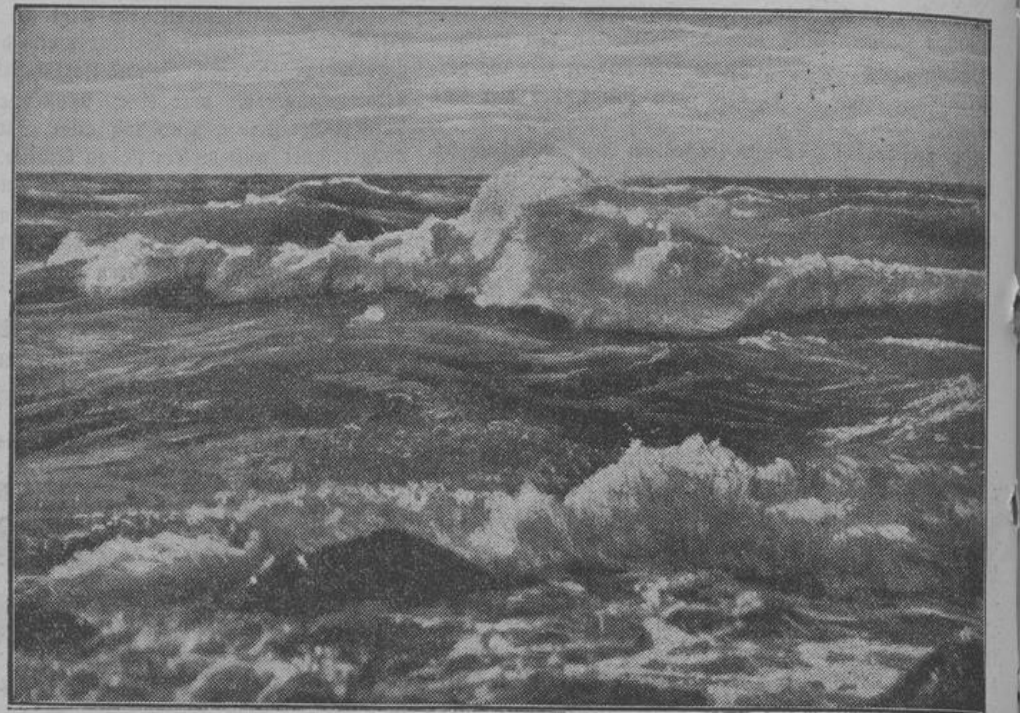
„Geoffrey, Liebster, nein, ich werde Dich nie verlassen. Ich werde Dir helfen, werde weiter an Deiner Seite kämpfen, und einmal, nicht wahr, werden wir doch soweit kommen, daß wir heiraten können.“ Der Junge küßte ihr stumm die Tränen von den Augen. „Ach,“ schluchzte sie, „wie dumm, so zu weinen. Da ist dieser eingeschriebene Brief. Du mußt ihn lesen. Vielleicht ist er wichtig. Und wir verträdeln hier die Zeit.“

Als Landsdale den Brief in die Hand nahm, wurde er plötzlich bleich wie die weiße Wand des Arbeitsraumes. „Um Gotteswillen, Mildred, sieh die Schrift . . . Der

willig zurückzugeben, wußte ich, daß mein Untergang beschlossen war. Ich aber — jede Drohung macht uns böse und ruft alle unsere Abwehrinstinkte wach, — ich beschloß, diese gelben, unbarmherzigen Teufel um den Lohn ihres Verbrechens zu bringen. Hierzu, das will ich gleich bemerken, waren aber auch andere Überlegungen für mich maßgebend. Und damit komme ich zum Kern dieses meines letzten Schreibens an Dich, mein lieber Geoffrey. Durch einen Zufall entdeckte ich, daß die hohe, mit Figuren geschmückte Krone des Maitreya, wenn man sie bei starkem Zug nach oben links dreht, ein kleines Versteck

Direktion des Museums konforme Auskünfte gab), konnten Mildred und er längst in Sicherheit sein.

Er verließ zuerst die Wohnung. Der Gelbe nahm den Brief, folgte aber, wie Mildred sehen konnte, Geoffrey in angemessener Entfernung. Eine Viertelstunde später verließ das Mädchen — ohne Hut, mit einer Einkaufstasche am Arm — das Haus. Wie sie sich überzeugte, war ein zweiter Beobachter vorhanden. Sie begab sich ebenfalls sofort zu Dr. Munus, sah vor dem Haustor den Chinesen warten, ging hinauf, Geoffrey übergab ihr, rasch die Figur in gewöhnlichem Packpapier eingeschlagen, sie ver-



Die Wellen rauschen am unendlichen Meer . . .

enthält, in dem sich eine winzige, dünne Pergamentrolle mit Schriftzeichen aus der Zeit der Nord We-Dynastie befindet, die wirklich lauten: Ich bin der Retter in der Not.

Du weißt, daß nach meinem Tode nicht viel übrig bleiben wird, da Schulden vorhanden sind, und die Gläubiger meine Sammlungen verschleudern werden, so weit die lauernden Chinesen sie nicht verschleppen werden. Es dunkelt. Ich glaube, es ist Zeit, diesen Brief zu schließen, um ihn noch rechtzeitig zur Post zu bringen. Du sollst den Maitreya haben. Sobald Du die Zeit für gekommen erachtest, kannst Du die Figur bei Dr. Munus, 52 Rneghtbridge street, abholen. Ich wünsche Dir von ganzem Herzen, daß sie Dir wirklich ein Retter in der Not sein möge. Grüße Miß Mardener von mir. — Ach, ich habe ein wenig Angst. Aber alles kommt doch, so, wie es kommen muß und wird vorübergehen. — Dein treuer Onkel Richard Landsdale.“

Die Beiden schwiegen. Mildred zitterte vor Angst und Grauen. Geoffrey fühlte eine grausame Schwere auf seinem Herzen lasten. Seine Stimme war rau, als er sich an Mildred wandte: „Ein Danaergeschenk. Ich weiß nicht, ob wir uns überhaupt darum kümmern sollen.“ — Sie erhoben sich. Das Mädchen ging ruhelos auf und ab. Der junge Mann trat ans Fenster und sah nachdenklich hinunter auf die Straße und den sonnenhellen Strom. Plötzlich geriet ein Bild in sein Blickfeld, das ihn zurechtreden ließ, als habe er das Haupt der Gorgo erblickt. An das Geländer des Rats gelehnt, stand ein Mann, der zu ihm hinauf sah. Sein Gesicht war gelb. Gelb! Eine hoffnungslose Sache. Sie hatten offenbar das Haus in Hampstead beobachtet und waren ihm gefolgt. Ein Bild auf das Türschild hatte den Mann belehrt, daß Geoffrey des Toten Erbe war. Und der goldene Buddha fehlte. Nr. 27 war nicht bei der Beute gewesen. Geoffrey Landsdale konnte sich das alles sehr gut zusammenreimen.

Und in diesem Moment erwachte in ihm der Kampfgeist des sportgeliebten Gentlemans. Seine Preise von Harrow und Oxford glänzten ermutigend von dem Regal überm Schreibtisch auf ihn herunter. Diese verfluchten gelben Mörder sollten den goldenen Buddha niemals wiedersehen — und wenn er selbst dran glauben mußte. Gold ließ sich schmeltzen oder brechen. Er sah sich in seinem Laboratorium um. Das war gerade das Richtige für den blutbesiedelten Götzen.

Eine halbe Stunde genügte, um Mildred zu ermutigen und ihr den rasch gefaßten Plan zu erklären. Sie

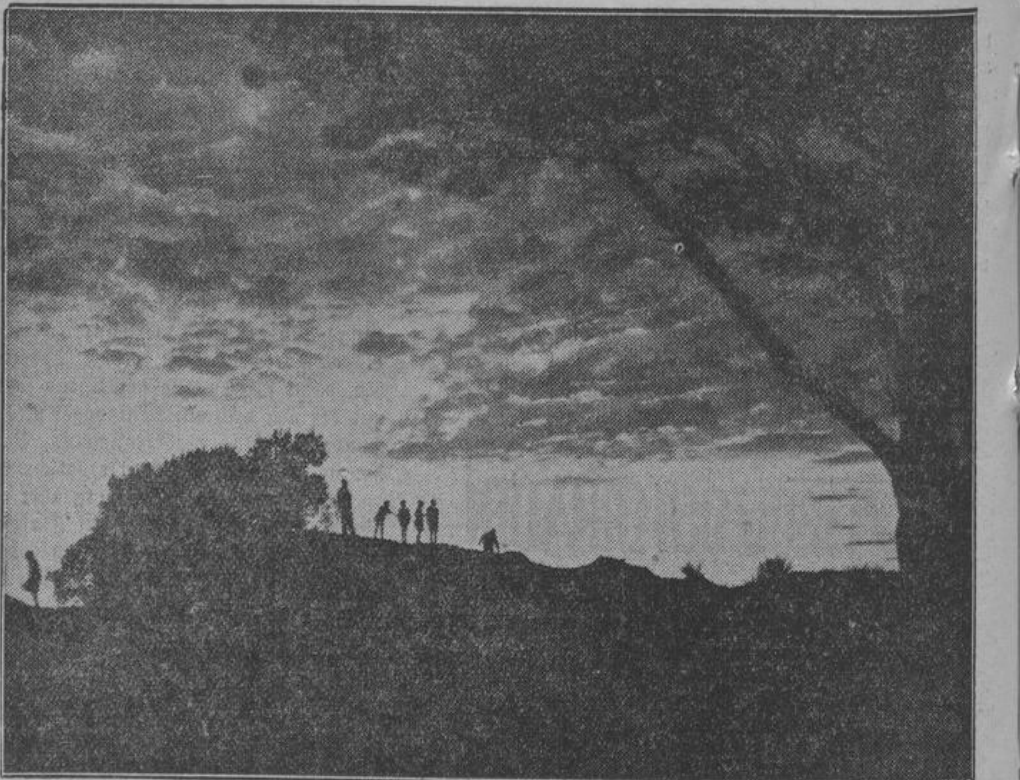
deckte das Paket einfach mit Gemüse und Früchten, die sie am Wege besorgt hatte, und verließ sofort wieder das Haus in der Knightsbridge street. Zu ihrer Freude konnte sie feststellen, daß sie der Chinesen gar nicht beobachtet.

Kurze Zeit später kam auch Geoffrey wieder nach Hause. Der Beobachter mußte jedenfalls bemerkt haben, daß er Dr. Munus verlassen hatte, wie er gekommen war. Nichts als Stock und Handschuhe in der Hand, die Taschen leer und unbeschriftet. Am Wege kam Geoffrey die Erleuchtung, wie er sich der Figur am besten entledigen konnte, ohne besondere Vorbereitungen treffen zu müssen. Er sah wohl den Verfolger hinter sich, aber er fürchtete ihn nicht mehr. Abends würde er mit Mildred ausgehen. Möchten die Gelben, wie anzunehmen war, das Haus durchsuchen. Sie würden kein einziges Stäubchen Gold finden — weder im Laboratorium, noch in der Wohnung. Dann würden die Kerle wahrscheinlich Ruhe geben und Mildred und er brachten auf diese Weise London überhaupt nicht zu verlassen.

Mildred erwartete ihn ängstlich. Sie hatte den Korb nicht angerührt. Geoffrey suchte ein großes zylindrisches Gefäß aus dickem Laboratoriumsglas hervor, schüttete aus der Reihe der Behälter und Flaschen zwei Flüssigkeiten, von denen die eine an der Luft sofort einen dicken gelben Rauch entwickelte, in das Gefäß. Ein scharfer Geruch verbreitete sich so scharf und durchdringend, daß Mildred weinen mußte. Dann nahm Geoffrey den Buddha aus dem Korb (sie sahen ihn gar nicht erst an, dieses wundervolle Kunstwerk aus den Schätzen des Kaisers) und ließ ihn langsam in die gierig aufschäumende Flüssigkeit sinken.

„Es ist Scheidewasser, Mildred, löst das Gold auf. Das Metall läßt sich später wieder aus der Lösung fällen. Doch ich glaube, wir werden vorläufig die kostbaren Flüssigkeiten gutverschlossen in irgendeinem Winkel stecken lassen, bis sich die gelben Teufel da draußen beruhigt haben.“

Sie beobachteten stumm, wie der göttliche Maitreya langsam im Königswasser verschwand. Als sich nach geraumer Zeit die Flüssigkeit klärte, schrie Mildred hell auf. Am Grunde des Gefäßes lag ein Häuflein wunderbarer Edelsteine: Smaragde, Diamanten und ein taubeneigroßer herrlicher Rubin, die trotz Glaswand und Königswasser in der Abendsonne funkelten und glänzten, wie sie einst in der Schatzkammer Babers, des Begründers des großmogulischen Kaiserreichs, gegläntzt hatten, ehe sie durch eine prächtige Gesandtschaft dem kaiserlichen Bruder im



Abendliche Silhouetten in den Dünen

mußten die Statue hierher ins Laboratorium bekommen. Alles übrige war ein Kinderpiel. Er wollte dem gelben Kerl unten auf der Straße einen Zettel überreichen, auf dem seine Auftraggeber benachrichtigt wurden, daß Nr. 27 von Richard Landsdale dem Britischen Museum übergeben worden war. Bis die Chinesen die Richtigkeit dieser schwer überprüfbaren Angabe ausgetastet hatten (er würde durch Dr. Munus veranlassen, daß die

Osten überreicht wurden, dessen späte Nachkommen sie für den Fall unvorhergesehener Räte in den göttlichen Buddha aus Gold verbargen. —

Dieses ist die Geschichte des „Retters aus der Not“, des Buddha Nr. 27 aus der Landsdaleschen Sammlung, der viele Schicksale bewegte, bis er zwei jungen Menschen ein Glück brachte, das die Gestalt und Form seiner selbst bewahrte, indem es ernst, ruhig und frieblich war.

WOCHENEND

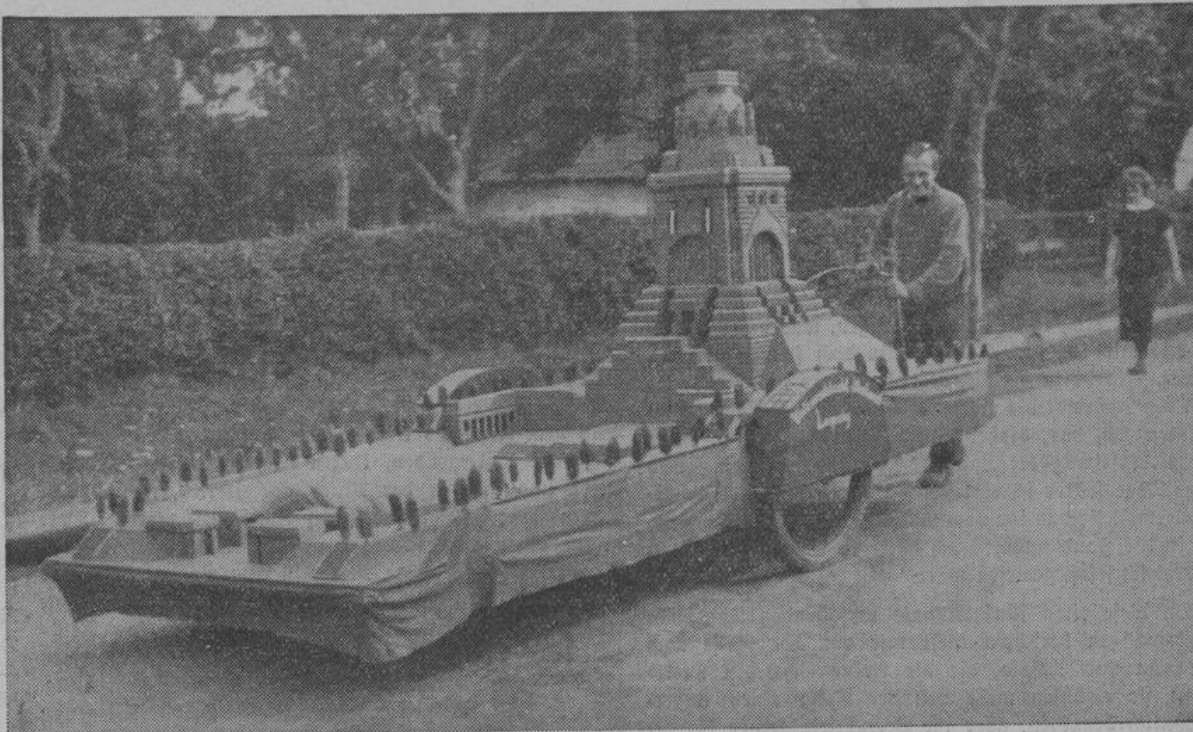
Menschen auf der Landstraße

So nüchtern, unfer von den Forderungen der Zivilisation bestimmtes Leben auch geworden sein mag, von Romantik umwittert wie je ist das Leben auf der Landstraße. Mag im Zeitalter der Eisenbahn, die Bunttheit vergangener Jahrhunderte auch hier einer gewissen Nüchternheit Platz gemacht haben, mag die Zeit verflungen sein, da fahrende Studenten und bittende Invaliden, Landstrolähe und Kaufleute in dichten Scharen über die alten Straßen zogen, auf denen schon die Armeen der Römer, die Truppen des Großen Friedrich und Napoleons dahingezogen sind, immer noch hat die Landstraße ihren Charakter bewahrt: Statt der von Landstrolähen besetzten Warentransporte des Mittelalters gegen allerdings heute die schweren Transportautos der Fernverkehrsunternehmen über die Straße. Die Sänften reisender Herren sind abgelöst durch Personalausos und statt der Meldeleiter von ehemals flüchtigen knatternden Motorräder über die glatte Asphaltdecke. Aber abseits von der glatten Fahrbahn, auf dem schmalen Streifen, den man ungepflastert ließ, um auch den Pferden Platz zu geben, die auf der besetzten Straße von heute zu leicht ermüden, trotten wie einst die Planwagen der Zigeuner dahin. Bauernwagen rollen vorüber an den Gasthöfen, in denen nicht mehr das laute Leben von ehemals herrscht

herumknabberte, das man ihm vorgeworfen. Es muß doch viele gute Menschen in Deutschland geben, denn es leben viel Zigeuner auf den Straßen unseres Vaterlandes und wenn sie auch oft in Lumpen gehen, die keiner unter uns tragen möchte, fahen werden sie wohl immer. Und gesund sind sie auch bei ihrem Leben, das sie in Wind und Wetter unter freiem Himmel führen.

Dann wieder sah ich einen Schirmlicker am Wegrand sitzen. Er war in Essen zu Hause und zog in jedem Frühjahr los, um in den Dörfern des Sauerlandes und im Ravensberger Land sein Brot zu verdienen. Da er gleichzeitig auch noch die Kunst des Scherenschleifens verstand, blieb ihm manche Markt von seinem Lohn übrig, die er sich nach Hause schickte, um auch im Winter leben zu können. Denn wenn die Straßen vereist sind, wenn statt der wärmenden Sonnenstrahlen fröstelnder Regen vom Himmel fällt, sehnt auch der abgehärtete Landstraßenbummler sich nach den engen Stuben der Großstadt und erst das Frühjahr lockt sie alle wieder nach draußen.

Seltener wird in unseren Tagen der Kiepenkerl, der ehemals nicht nur im Münsterlande, wo man ihn heute wohl noch von Dorf zu Dorf wandern sieht, zu sehen war. Auch die Bielefelder Leinwandler, die mit den Erzeugnissen ihrer heimatischen Industrie durch das Land



Mit dem Völkerschlachtendenkmal unterwegs

zieht man sie eiligt dem nächsten Orte zustreben, um auch dort den musikalischen Dienstag oder Donnerstag, wie man die Tage nennt, an denen in manchen Gemeinden das Musizieren auf den Straßen freigegeben ist, wahrzunehmen.

Ist es nicht das Fahrrad, so sind es doch wenigstens die Räder eines solchen, die über die Landstraße rollen. Immer noch begegnet man jenen berufsmäßigen „Weltreisenden“, die die Krise uns beschert hat, auf der Landstraße. Es sind Arbeitslose, die einmal gehofft haben ihrer Arbeitslosigkeit dadurch ein Ende zu bereiten, daß sie ein hervorragendes Baumerk ihrer Heimat nachbildeten und die nun mit dieser Nachbildung, die sie auf die Räder eines alten Fahrrades montiert haben, von Ort zu Ort reisen. Und so sieht man bald das Ulmer Münster, bald den Kölner Dom, heute den Dampfer Europa und morgen wieder das Völkerschlachtendenkmal zu Leipzig über die Landstraße rollen. Mißvergnügt trollen ihre Erbauer hinter ihren Fahrzeugen her und wenn sie, ehe sie zu Hause abfahren noch geglaubt ha-

Manigfaltig sind die Menschen, denen man auf der Landstraße begegnet und auch jener seltsame Kauz gehört zu ihnen, der einigemal im Monat in Regenschirm und Badehose, jedoch ohne Schuhe an den Füßen, einen Dauerlauf von einigen vierzig Kilometern in die Umgegend Dortmunds unternimmt. Da er immer die gleichen Straßen benutzt, kennt man ihn schon in den einzelnen Orten und blickt ihm kaum noch nach. Und selbst die Polizei,



Zigeuner
am Straßenrand

und mancher Scherenschleifer und Schirmlicker schiebt seinen Karren von Ort zu Ort. Handwerksburschen trotten gemächlich weiter oder halten im Gasse am Straßenrande köstliche Säfte. Und im Münsterlande finden wir selbst den alten Kiepenkerl noch seine Kiepe von Dorf zu Dorf schleppen, um Textilwaren oder Töpfereien zu verkaufen. Und sie alle sind irgendwie verbrüdet, Angehörige eines Ordens, der unbekümmert um das rasende Tempo der vorüberfliegenden Autos, geschworen hat, der gesunden Gemächlichkeit einer für sie noch nicht vergangenen Zeit die Treue zu halten.

Früh am Morgen beginnt das Leben auf den Landstraßen. Um zwei oder drei Uhr rattern bereits die ersten Planwagen los, auf denen die Bauern an den Markttagen die Früchte ihrer Arbeit in die Städte bringen. Vorne auf dem Kutschbock sitzt meist ein schlättriger Fuhrmann, der sich in das Stroh des Wagens zurückgelehnt hat. Mit halbgeschlossenen Augen blickt er auf die glänzenden Rücken der glatten Pferde, die gleichmäßig vorwärtstrotten.

Später, wenn die steigende Sonne die Vögel verstummen macht, erwachen die Langschläfer der Landstraße. Die Korbflechter, die ihren Wohnwagen mit den Erzeugnissen ihres winterlichen Fleißes behangen haben, rollen von Ort zu Ort. Da und dort verkaufen sie ihre Waren, die sie von Zeit zu Zeit durch eine Sendung, die sie sich aus der Heimat nachschicken lassen, ergänzen, und wo sie nichts verkaufen, da gibt jemand doch wohl ihren Händen Arbeit, die sie an Ort und Stelle erledigen. Wie die Korbflechter ziehen auch die Händler mit Emaillewaren mit großen Wagen über Land. Seltener als diese sieht man heute einen Kesselflicker. Meist sind es Zigeuner, die man bei dieser Arbeit findet, wenn man sie schon einmal arbeiten sieht. Denn die Zigeuner sind die wahren Kinder der Landstraße. Zu Duzenden haben sie oft unter den Bäumen am Straßenrand und starren in das Feuer, das sie sich angezündet haben. Niemand als sie selber wissen, auf wessen Felde das Brot, das sie essen, gewachsen ist und wie sie es fertig gebracht haben an das Fleiß zu kommen, das auch in ihren Töpfen manchmal broht, das wissen vielleicht nicht einmal sie selber. Ich habe einmal einen alten Zigeuner, der, die Kniee unter Kinn gezogen, dabei war, sich den Kaffee einzujugeln, den seine Frau eben gekocht hatte, gefragt, wovon er lebe. „Von den guten Menschen“, sagte er und blickte sich um nach dem Pferd, das an einen Baum in der Nähe gebunden an dem Heu



Reisender Textilwaren-Händler

die Erzeugnisse des Klumpenmachers an den Mann zu bringen.

Das Fahrrad spielt auf der Landstraße überhaupt eine ganz besondere Rolle. Den Fußgänger hat es bereits zu einer seltenen Erscheinung gemacht. Selbst die ärmsten Tramps bringen heute die Straßen zwischen den einzelnen Städten auf dem Fahrrad hinter sich. Und es ist erstaunlich zu hören, welche Leistungen dabei die Regel sind. So hörte ich, daß die Straße Ruhrgebiet-Berlin meist in drei Tagen zurückgelegt wird und einer erzählte mir sogar, daß er von Dortmund bis Eisenach gefahren sei, ohne die Fahrt zu unterbrechen.

Die Orgeldreher haben sich bereits längst daran gewöhnt, ihre Orgel, die sie früher auf dem Bauch vor sich herschleppten, auf den Seitenwagen eines Fahrrades zu montieren und sobald sie einen Ort abfahnen haben,



Norblicker auf der Fahrt

ben, daß sie allein auf die Idee gekommen sind, mit einem kunstvollen Modell auf Reisen zu gehen, so sind sie gar bald entmutigt, wenn sie immer wieder Kollegen begegnen, die da bereits geerntet haben.

Von diesen jungen Leuten, die mit dem Vorjah durch eine besondere Leistung aufzufallen, auf die Landstraße gingen, bis zu jenen alten „Monarchen“, die einen Beruf daraus gemacht haben, per pedes apostolorum durch das Land zu ziehen, ist nur ein Schritt. Und nicht einmal ein großer. Und wenn die Weltreisenden aus Beruf, die sehr häufig nicht einmal aus ihrer Heimatprovinz herauskommen wukten, ihre Wagen mit Aufsichtarten aus allen Teilen der Welt befüllt haben, so sind die alten „Kunden“ in neuerer Zeit dazu übergegangen, nicht nur ihren Stuhl, sondern selbst den Hut mit Stodnägeln zu bestücken, was ihnen manchmal den Anschein gibt, als trügen sie einen von Silber gleißenden Helm über dem fruppigen Kopf.



Schirmlicker am Straßenrand

die ihn im Anfang, als er noch glaubte, auch auf das Hemd verzichten zu können, einige Male in Gewahrnahm, läßt ihn laufen.

Doch wenn dieser seltsame Mensch aus Gesundheitsrücksichten darauf geht, so begegnet man doch genug anderen, die hartnäckig wandern, weil sie keine Schuhe besitzen, oder aber, um die Schuhe zu schonen. Denn nirgends offenbar sieht man die Armut so wie auf der Landstraße. Hier, wo alle Hoffnungen beginnen und aller Hoffnungen Ende ist, weiß jeder um die Hoffnungslosigkeit des andern. Hier gibt es kein schamhaftes Verbergen der Armut. So trägt denn sehr bald ein jeder seine ganze Armut und Verlassenheit zur Schau und steht eher noch seinen Ehrgeiz darin, ärmer zu sein als der andere und dennoch mehr zu erreichen als er. Mehr erreichen aber heißt: mehr Kilometer abmachen. Denn so unbekümmert sie auch gegen alle anderen Güter des Lebens sind, einen Ehrgeiz haben sie fast alle: Sie wollen weit gewesen sein. Hunger nach Ferne ist in ihnen. Obwohl diese Ferne für sie sehr wenig abwechslungsreich ist. Denn sie sehen von allen Städten, in die sie kommen, nur die Straße und welche Länder sie auch erreichen auf ihrer weiten Fahrt, immer ist die Straße ihr Zuhause. Die Straße aber ist für den, der auf ihr lebt nicht so bunt, wie für uns, die wir gelegentlich uns aus der Sicherheit eines bürgerlichen Daseins heraus, einen Blick auf ihre Menschen werfen, um an ihrer Bewegtheit uns zu ergötzen. Und dennoch kommt keiner von ihr los, der ihr einmal verfallen ist.

E. G.



Siesta



In den frühen Morgenstunden fahren die Bauern auf den Markt der Großstadt

Bonnie und Clyde Lind

Das Tagebuch der Selma Lagerlöf

„Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeit, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten imstande sein werden.“
(Goethe, Dichtung und Wahrheit.)

„Ich muß mich immer wieder fragen, was denn eigentlich mit mir los ist. Das ist mir doch früher niemals passiert. Es ist ja gerade, als ob ich gar nicht mehr ich selbst bin“, schreibt die vierzehnjährige Selma Lagerlöf in ihr Tagebuch, das, bisher unveröffentlicht, jetzt in deutscher Übersetzung bei Langen, München, erschien. Und einige Tage später schreibt sie, sich vor sich selbst entschuldigend, weil sie das ihr vom Onkel gerade verbotene Buch doch in die Hand nahm: „Ich hätte es nicht getan, wenn ich recht ich selbst gewesen wäre.“

Als diese etwa fünf Monate umfassenden Tagebuchaufzeichnungen berichten nicht nur von der Reise nach Stockholm und Upsala, die die kleine Schwedin unternimmt, sie erzählen mehr von der Reise eines außerordentlich begabten, aber im Bewußtsein seiner körperlichen Behinderung schüchternen jungen Mädchens ins Reich der Erwachsenen. Von diesen jugendpsychologisch sehr interessanten Blättern geht darum nicht nur der jedem Selbstbekenntnis eigene Zauber aus, sie beschenken uns zudem mit dem morgendlichen Reiz erster Eindrücke eines für alles Schöne empfänglichen jungen Menschen. Da werden Alltagsereignisse mit der gleichen liebevollen Genauigkeit verbucht wie die „großen Dinge“, weil sie der kleinen Selma nicht weniger neu und staunenswert erscheinen. Die Eindringlichkeit dieses auf der Entwicklungstufe zwischen Kind und Frau stehenden Mädchens schafft alles zum Erlebnis um, der kleine Imbiß in einem Bahnhofskaffee ist für sie ebenso bemerkenswert wie der Besuch des Karolinschen Instituts oder des Stockholmer Schlosses. Wir erleben das Einsamkeitsgefühl der Vierzehnjährigen mit, die rührende Unklarheit über die eigenen Gefühle, die sehr schne, dem eigenen Herzen noch unbewußte Liebe zu dem jungen Studenten, den sie nur einmal spricht und vor dem sie sofort „gar keine Angst hatte, genau das zu sagen, was sie gerade dachte“. Was gleitet die Welt der Phantasie ab und zu noch unbemerkt in die der Wirklichkeit hinein, ihr Herz, das stündlich auf die Ankunft irgend eines großen Wunders zu warten scheint, wandelt den nach der ersten Begegnung in ihren Gedankenkreis fest einbezogenen Studenten mit kindhafter Sicherheit in einen Prinzenjohn um, aber sie beobachtet auch wieder mit wachen Blicken, was in der fremden Stadt um sie her vorgeht. Ganz ratlos jedoch steht sie immer wieder vor dem eigenen plötzlich stark aufbrechenden Selbständigkeitsdrang, den durch ihn notwendig hervorgerufenen Veränderungen ihres Wesens, vor dem „Aufbegehren“. Sie kann „sich selbst nicht mehr begreifen“, ist „wie ein ganz anderes Mädchen“.

Vor allem fällt in den Aufzeichnungen der starke, unablenkbare Wunsch auf, später einmal Schriftstellerin zu werden. Ganz bewußt ordnet die junge Schwedin ihm ihr zum Teil noch zwischen Kinderspielen friedlich eingebettetes Leben unter. Zwar bleibt ihr Art und Form der späteren Arbeit noch von der Ferne der Zukunft geheimnisvoll verhüllt, aber sie weiß, daß keine andere jemals für sie in Betracht kommen wird und daß sie, wenn sie Gedichte machen könnte, „nie, nie etwas anderes“ würde tun wollen. Mit erstaunlicher Bestimmtheit spricht sie von den Romanen, die sie schreiben wird. Jede kleine Begebenheit notiert sie vorstichhaltig schon gewissenhaft auf. Kann sie ihr später nicht „vielleicht von Nutzen“ sein? Was sie immerhin einmal, noch völlig kindlich, berichtet, wie sie die Vorbereitungen zur Hinrichtung Karls XL. „äußerst spannend“ schildern will, mag sie dabei auch noch in Vorstellungen einer romantisch-rührenden Abenteuerliteratur festes bleiben! Inständig spürt die Vierzehnjährige bereits ganz deutlich, daß sie ihres künftigen Berufes wegen für alles, was sie erlebt, „stolz und dankbar“ sein muß. „Ich muß sogar zufrieden sein,

wenn mir etwas Schönes und Widerwärtiges zustoßt, sonst kann ich später gar nicht beschreiben, was man fühlt, wenn man unglücklich ist“, sagt sie schon auf den ersten Seiten ihres Tagebuches.

Die stille Beobachtungsgabe, den Wunsch, sich selbst zu behaupten und die Fähigkeit, etwas einmal als gut und schön Erkanntes auch auszuüben, kann man vom den Zügen der Selma Lagerlöf von 1873 ablesen, deren Bild dem Text des kleinen Buches vorangestellt ist. Die schmalen, tief liegenden, klugen Augen unter der hohen Stirn und dem in der Mitte geteilten, nach beiden Seiten ganz schlicht und straff zurückgeklämmten Haar bilden einen merkwürdig ernst an. Man glaubt gern, daß der fest geschlossene Mund in dem weichen Oval des noch kindlichen Gesichtes manches verschweigt, was diese Augen sahen. Diese Werbende, verponnen in den Reichtum ihrer inneren Welt, teilt sich lieber den Blättern ihres Tagebuches mit als den Menschen ihrer Umgebung. Man begreift, daß sie, an sich arbeitend, Selbstkritik genug besaß, um über die Eindrücke des Domes von Upsala nichts aufzuzeichnen, weil es „wohl zu kindlich werden würde“, daß sie, sich mitteilend der Feinheit zeugend,

gangen werden. Ein Mittelpunkt und verbindendes Gesprächsthema ist auf einmal da. Ganz kurzweilig und lustig wird die Sommerfahrt, die Stimmung beschwingt. Zu vornehm erboten sich das Jungmädchen und eine alte Dame, eine Stunde zu stehen, damit die junge Mutter sich zu einem Schläfchen ausstrecken kann. Derweil wird Baby unter der hilfreichen Beteiligung aller in einer Hängematte verstaubt. Zu niedlich, wie es durch die Maschen guckt, die Fingerringe im Mund! Das muß photographiert werden! Jeder bewirbt sich kühn um einen Abzug der Aufnahme. Adressen werden getauscht. Man ist eine Reisegemeinschaft geworden.

Bald sind Mutter und Kind am Reiseziel. Die Großeltern stehen auf dem Bahnsteig. Ein Wetteifer im Helfen und Winken hebt im Abteil an. Erleichtert und glücklich atmet die junge Mutter auf und dankt vielmals. „Wir haben zu danken für die netteste Reisegemeinschaft“, klingt es im Chor zurück. Eine Leere bleibt. „Ja, ja, die Sonne ist fort“, nickt der alte Herr. Und die alte Dame seufzt: „Wer noch so unbeschwert lachen könnte!“ — „Und so seelenruhig sein könnte!“ — „Und so viel Zeit hätte!“ —

Wunder blühten auf in der Dede eines Zugabteils — aus dem Lächeln eines Kindes.

Charlotte Mühl.



Herbsthüte

Zu den hochsommerlichen Nachmittagskleidern gesellen sich, frühe Vorboten der kommenden Saison, breite Samthüte und der neue anspruchsvollere Typ der großen weidgeschwungenen Kappe, die die Stirn schirmartig überschattet. Bemerkenswert ist, daß auch die Federkranz wieder mehr in den Vordergrund rückt. Dieser sehr schöne weibliche Schmuck entspricht dem allgemeinen Modebild und harmonisiert ausgezeichnet mit der oft stark garnierten und faltenreichen Kleidung, die die Zukunft bringen wird.

Nur ein paar Minuten

„Ja, wirklich nur ein paar Minuten“, sagte die junge Frau und dabei sah sie mit frohem Lachen auf ihr Gegenüber im Eisenbahnabteil. „Gerade die paar Minuten sind es, auf denen, ich möchte fast sagen mein ganzes Eheglück aufgebaut ist. Sie staunen, aber es ist so, und ich erzähle auch gerne warum.“

Als ich mit meinem Mann frisch verlobt war, kam eine alte Tante von mir zu Besuch, gratulierte uns und sagte: „Kinder, vertragt Euch, das ist das Wichtigste in der Ehe. Und damit es Euch leichter fallen wird, gebe ich Euch einen guten Rat. So oft Ihr trennt seid und Euch wiederseht, so oft Ihr Streit bekommen werdet und böse aufeinander sein wollt: beherrscht Euch ein paar Minuten lang, und es wird nie schlecht werden in Eurer Ehe.“

Wir zwei jungen Menschen haben damals wohl ein wenig gelächelt über diesen Rat. Aber als wir etwas darüber nachdachten, sahen wir seine Weisheit ein und wir gaben uns das Versprechen, immer an die ersten paar Minuten zu denken. Und so ist es auch geblieben. Wenn mein Mann des Abends müde und abgeheftet nach Hause kommt, empfangen wir ihn mit einem frohen Gesicht. Mag ich noch so enttäuscht sein über den Theaterbesuch, aus dem nun vielleicht nichts wird oder über die abendliche Plauderstunde, die vielleicht auch ein Wasser fällt, weil er zu müde ist zur Unterhaltung und über Kopfschmerzen klagt — ich denke an die ersten paar Minuten, die ich mich immer zusammennehmen muß, und schon hat sich meist in dieser kurzen Zeit die Nervosität oder schlechte Laune meines Mannes gelegt, sodaß er auch mir ins Gesicht lacht, sich freut über unser hübsches Heim, den nett gedeckten Abendisch, die frischen Blumen — und auch über seine froh aussehende junge Frau. Natürlich kommen auch bei uns, wie in jeder Ehe, Dinge vor, die einem viel Ärger bereiten und zu Streit Anlaß geben könnten. Wenn ich schon ein heftiges Wort sagen will, wenn mein Mann schon die Stirne in böse Falten zieht, schauen wir uns in die Augen, halten ein paar Minuten den Mund, denken über das Streitobjekt nach und kommen dann, immer zu einer glücklichen Lösung. Natürlich gehört dazu eine gewisse Selbstbeherrschung und vor allem große Liebe. Also: nur noch ein wenig guter Wille und der Gedanke an die ersten paar Minuten. Dann kann es nicht schief gehen.“

Maria Kirchgessner.



Der gehäkelte Hut für die heißen Tage

Ein leichter, lustiger Hut ist gerade für die heißen Tage am angenehmsten und gesündesten. Für geschickte Frauenhände ist es nicht schwer, ihn selbst anzufertigen. Als Material ist Strohkunstseide, von der man etwa 50 Gramm braucht, am besten zu empfehlen. Die Schleife wird mitgehäkelt. An ihrer Stelle läßt sich auch gut ein schwarzes oder blaues Band anbringen, das man sogar für verschiedene Kleider auswechselbar machen kann.



Margareten-Blümchen.

Blumen, Handarbeiten, sie gehören zu uns Frauen. Wir schmücken mit ihnen unser Heim und — unsere Kleinen. Ein Margaretenkranzlein in das Haar des kleinen Blondköpfcchens gedrückt, ist dem schönsten Diadem gleich. Ein Margaretenkranzlein ist zugleich ein sehr beliebtes Handarbeitsmotiv für Gegenstände, die mit Kindern in Berührung kommen. Namentlich für Baby- und Kinderkleidchen wählt man gern eine Margareten-Stickerei. Unsere Abb. zeigen Kleidchen, kleine Kragen, Lätzchen, Servietten und Servientischchen. Auf weißem, hellgrünem, hellgelbem, rosa und hellblauem Untergrund werden die Stickereien angebracht. Batist, Leinen, Voile sind die bevorzugten Stoffe. Die Margaretenblümchen werden in Naturfarbe: weiß mit gelbem Blütenpunkt, oder gelb mit bräunlicher Blüte gestickt; man kann aber auch Phantasiefarben wählen.

tage lang darunter litt, vor einer Frau, die Gott segnete, Gott nicht offen bekannt zu haben, und daß sie, wenn auch oft noch in rührend naiver Form, in jedem tieferen Erlebnis bleibenden, allgemein gültigen Wert zu finden suchte.

M. Fuchs.

Ein Kind lacht

Heiß, rot und verlegen steigt eine junge Mutter mit einem dreiviertel Jahr alten Kind in das Eisenbahnabteil, in dem sechs Reisende, mißgestimmt ob der Sommerhitze, schmachten, und fragt unsicher und ein wenig beschämt, ob noch ein Platz frei sei. Indigniert ereifert sich ein alter Herr: „Hier ist doch alles überfüllt!“ Ein junger Ged bemerkt: „Kinderzucht in diesem Käfig! Das fehlt uns gerade noch!“ Schließlich rückt ein Jungmädchen, wenn auch nahezupfend, beiseite.

Baby, das seine erste Reise macht, scheint die allgemeine Abwehr zu spüren. Es fühlt sich höchst unbehaglich in dem merkwürdigen Schüttelkasten und schreit daher aus Leibeskräften. Die junge Mutter, Ursache so vielen Ärgers, ist verzweifelt. Einkneifen paßt sie Baby aus seinem Bündel, um es trocken zu legen. Die Stimmung der Reisenden wird durch diese Bemühung nicht verbessert. Dann bekommt Baby seine Flasche. Das hilft! Die Flasche — ja, ja — beruhigt und stärkt das Gleichgewicht der Seele.

Unternehmungslustig und mit kleinen Zuckern lacht Baby um sich, nach der Reise strahlt es jeden Mitreisenden mit seinen flehhaften, unwiderstehlichen Blauaugen an und beobachtet ihn scharf. Und schon vergißt sich jeder jowelt, zurückzufahren. Dem indignierten alten Herrn flascht Baby auffordernd auf die Brust. Er spürt die Anrede und läßt den Zeigefinger auf Baby zutänzeln. Kleinkind greift begierig danach und spielt damit. Der alte Herr fühlt sich direkt ausgezeichnet, die Freundlichkeit ist angebahnt. Bald hat er Baby auf dem Schoß, ja es muß von einem zum andern wandern, niemand will über-

Sonne im Alltag

Der Balkon einer kleinen Mietwohnung. „Loggia“ nennt ihn schmungelnd die Besitzerin, eine alte Dame, die einmal bessere Tage gesehen und der der Krieg Kinder und Ersparnisse genommen. Der kleine Balkon führt auf den gemeinsamen Hof der Siedlungshäuser. Nicht weniger als die Kinder von 128 Familien spielen hier. Kinder, die sich selbst überlassen sind, Wildlinge, die niemand erzieht, die Schläge gewohnt sind. Unter dieser Schar hat sich Großmutter Kröger Freunde erworben. Sie liebt die kleinen, barfüßigen Drecksinken, sieht nicht die schmutzigen Händen, sie sieht nur, wie sie um Güte betteln und Sonne in ihre einsame Stube bringen. Sie strickt dem barfüßigen Leinchen ein Paar Strümpfe, sammelt Wildchen und Freimarken für ihre kleinen Freunde, sie fädelt mit zarten Händen die Puppen und näht ihnen Kleidchen. Und wenn Marga Peters, deren Eltern geschieden sind und deren Mutter auf Stundenarbeit geht, abends bei ihr in der dämmerigen Stube sitzt, dann erzählt Großmutter Kröger Märchen. Niemand, der so erzählen kann! Wenn Marga lacht, huscht ein warmer Schein über das kümmerliche, blasser Gesicht des Kindes, und ein Lichtlein leuchtet in seinen Augen. Frau Kröger ist arm, aber immer wenn ihr weißer Kopf auftaucht, strahlen die Augen der Kleinen, denn sie hat ein goldenes Herz und trotz ihrer Armut noch Schätze zu verbergen.

M. M. 11.

Ehrfurcht vor dem Wort

Da, wo man sich versteht, genügt manchmal ein Blick in das Gesicht des anderen. Da braucht es keine Worte. Wo wir aber Worte brauchen, sollen wir maßvoll und wählerisch sein, sodaß wir wirklich etwas sagen. Denn nur zu oft ist das, was man zu sagen meint, nur Geschwätz. Aber viele wissen nicht, daß sie bloße Schwächer sind.

J. B.



Das lustige kleine Halstuch

So einfach und billig die jetzt so beliebten Halstücher auch sind, so sind sie eigentlich doch keine geringfügige Sache. Im Gegenteil, auch dabei soll sich der Geschmack der Trägerin äußern. Zum naturfarbenen Leinenanzug steht das Dreieckstuch aus marineblauer Seide wohl am hübschesten aus. Eine neue Spielart sind die ausgezupften Kanten, Blauweiß und Flaggfarben triumphieren an der See. Manchmal steht auch der nach vorn umgedrehte Matrosenkragen mit Anker und Stern recht hübsch. Krawattenseide ist im allgemeinen noch am besten geeignet, weil sie sich in ihrer Festheit vorzüglich zu einem plastischen kleinen Rückendreieck und zum vorderen Knoten binden läßt.

Heitere Welt.



Sparpolitik der Familie.

„Seht ihr, wenn wir das Gewicht jetzt durch fünf teilen, wissen wir für einen Groschen, wie schwer jeder ist.“

„Professor Friedebert ist schon einige Jahre mit Fräulein Erna verlobt. Neulich trifft ihn seine Tante auf der Straße. „Nun, Fritz, wann ist denn nun endlich Hochzeit mit der Erna?“ — „Da müssen wir noch etwas warten, liebe Tante, ich stehe jetzt bald vor dem Richter!“ — „Nanu, was hast du denn ausgefreffen?“

Der neue Lehrer prüfte die Kenntnisse der Klasse. Den Sohn des Schneiders fragte er: „Ich lasse mir von deinem Vater einen Anzug arbeiten. Ich brauche dazu zwei Meter schiefen Stoff — der Meter kostet siebzehn Mark siebzehn — wieviel kostet dann der Stoff zu dem ganzen Anzug?“ — Der Sohn des Schneiders antwortete: „Erlauben Sie mir, Sie zu fragen: Wieviel kostet ein Meter schiefen Stoff?“ — Der Lehrer antwortete: „Zwei Mark.“ — Der Sohn des Schneiders antwortete: „Dann kostet der Stoff zu dem ganzen Anzug vier Mark.“

Im Vorbeifahren. Feine Leute fahren im Auto in die Ferien. Bei strahlender Sonne kommt man auch durch Bitterfeld. Bitterfeld ist eine feine Stadt, aber landschaftlich nicht hervorragend. „Schreckliche Gegend“, sagen die feinen Leute. Und das Familienoberhaupt steht nalerumpfend hinzu: „Schade um das schöne Wetter...“

Vorgebengt. „Sag mal, Kurt, du bist doch mein Freund?“ — „Ja, dein Freund bin ich schon, aber ich habe zur Zeit selbst kein Geld!“

Hochgeizzeile. Sie: „Ich bin wunschlos glücklich!“ — Er: „Dann werden wir sehr gut zusammen auskommen!“

„Dieser Wagen hat schon elf Preise!“ — „Na, dann sagen Sie mir mal den billigsten, vielleicht kommen wir dann zum Geschäft!“

Familienausflug. Vater und Onkel trinken Bier. Der fünfjährige Franz will auch gern Bier trinken. „Aber Franz, das ist doch nichts für solch kleine Buben, wie du einer bist!“ wehrt der Vater ab. „Du mußt warten, bis du groß bist!“ — „Wie lange muß ich denn da noch warten?“ — „Na, so fünfzehn Jahre, denke ich!“ — „Ach, dann hab ich doch schon alles ausgekostet!“

„Ach, gut, daß ich Sie einmal treffe! Wann werden Sie mir endlich die geliebten hundert Mark zurückgeben? Auf meinen Brief haben Sie auch nicht geantwortet!“ — „Ich habe von Ihnen keinen Brief bekommen! Uebrigens, auf die Beleidigungen in diesem Brief hin hätte ich Sie eigentlich verklagen müssen!“

Onkel Heinrich schwigt. Da schreit der kleine Willi: „Mutti, schau mal! Onkel weint mit dem ganzen Gesicht!“

„Ich gehe immer erst in der Nachaison, so im September, ins Seebad!“ — „Ist da das Wasser nicht schon recht schmutzig, Onkel?“

Er ist krank. „Herr Professor, der Arzt ist da.“ — „Sagen Sie ihm, ich könnte ihn nicht empfangen, ich sei krank.“

Schüchternheit. „Krieda, warum lästest du denn?“ — „Weil Du nicht ein einziges Mal getroffen hast, August!“ — „Und wenn ich mal getroffen hätte?“ — „Ha, ha, ha... dann hätte ich noch viel mehr gelacht!“

Das gute Beispiel. „Berzeigung, Herr Chef! Aber ich kann nicht entziffern, was auf dem Zettel steht, den Sie mir auf den Schreibtisch gelegt haben!“ — „Darauf steht, daß Sie deutlicher schreiben sollen!“

Liebesgeflüster. „Erika, Du bist das schönste Mädchen auf der Welt!“ — „Genau daselbe hast Du zu Maria auch gesagt!“ — „Ja — aber sie weiß, daß ich ein großer Schwindler bin!“

Guter Rat. Zu dem angedeuteten Gießer Professor Palmer, der zugleich die oberste Schulaufsicht hatte, kam eines Tages ein Schullehrer und klagte über seine dürftigen Verhältnisse: „Ich habe acht Kinder und nur sechzig Gulden Gehalt. So kann das nicht weitergehen. Wenn ich keine Zulage erhalte, muß ich mit meinen Kindern Hungers sterben!“ — „Tun Sie das,“ antwortete der Professor.

Heitere Geschichten

Erzählt von Hans Bethge

Guädig.

Sean Paul war während seines Aufenthalts in München eines Abends beim Präsidenten von Schlichte-groß zu einer Gesellschaft geladen. Er erschien verspätet und bat um Entschuldigung: er habe leider nicht eher kommen können, da er zur Audienz beim König Max in Nymphenburg gewesen sei.

„War Seine Majestät gnädig?“ fragte ihn ein Herr, dessen Brust in funkelndem Ordensschmuck prangte. „Gnädig mit mir?“ entgegnete Sean Paul erstaunt und lachte, „bin ich ein Verbrecher?“

Eine Totenstille flog durch den Raum, in dem nur leise die funkelnden Orden klirrten.

Die Rache des Künstlers.

Hogarth, der große Satiriker unter den englischen Malern, war auch in seinem Umgang ein Mensch von bittigem Humor. Eines Tages wendete sich der reiche, durch seinen Geiz berühmte Lord Leslie an den Künstler mit der Aufforderung, er möchte die Halle seines Hauses mit einem Wandgemälde schmücken, das den Zug der Kinder Israel durch das Rote Meer darstelle. „Gut,“ sagte Hogarth, „ich will Ihnen das Bild malen, der Preis würde hundert Guineen betragen.“ — „Unmöglich,“ erwiderte der Lord, „die Zeiten sind schlecht, ich könnte höchstens zwanzig Guineen für das Bild ausgeben.“ — „Das ist entschieden wenig,“ sagte Hogarth enttäuscht, „da ich aber in Geldverlegenheit bin, will ich mit der Summe einverstanden sein, unter der Bedingung, daß Sie mir so gleich ausgehändigt wird. Morgen mache ich mich an die Arbeit.“

Lord Leslie war mit dem Vorschlag einverstanden. Er überreichte dem Künstler die zwanzig Guineen, und Hogarth bat, daß er sein Werk am nächsten Tage schon in

aller Frühe beginnen dürfe. Er trat denn auch in der Tat ganz früh mit einem Gefäß an, der einen Eimer voll blutroter Farbe schleppte. Hogarth nahm einen großen Pinsel und überludte die Wandfläche, die für das Bild bestimmt war, von oben bis unten mit dem blutigen Rot. Dann setzte er sich hin, rauchte eine Pfeife und wartete.

Der Lord erschien im Morgenkleid, sah staunend die rotüberludene Wand und fragte unwillig, was das zu bedeuten habe. „Es ist das bestellte Bild,“ erwiderte Hogarth. — „Das Bild? Ich sehe kein Bild,“ sagte der Lord mit wachsendem Zorn, denn er witterte Unheil, „was soll das bedeuten?“ — „Das Rote Meer,“ entgegnete Hogarth plegmatisch. — „Und wo ist der Pharao und wo sein Heer?“ — „Sie sind alleamt ertrunken.“ — „Und wo sind die Kinder Israel?“ — „Können Sie sich das nicht denken, Sir? Zum Betrachter guter Bilder gehört Phantasie. Die Kinder Israel haben natürlich alle längst wohlbehalten das andere Ufer erreicht.“

Ein guter Vergleich.

Man weiß, mit welcher Mühe und Sorgfalt Flaubert zu arbeiten pflegte; seine Materialstudien waren so gewissenhaft, daß er zuweilen fast des Guten zuviel tat. Um „Salambo“ zu schreiben, studierte er nicht nur alle Werke, welche die Geschichte und Kultur Karthagos behandelten, sondern er machte auch Reisen nach Afrika, um sich an Ort und Stelle über alle topographischen Verhältnisse so genau wie möglich zu orientieren.

Als man sich eines Tages in einem Kreis von Künstlern über die Methoden Flauberts unterhielt, sagte Dumas der Jüngere:

„Gehst mir mit Flaubert! Er holst einen ganzen Wald ab, um eine Risse zu zimmern!“



Die beste Ausrede.

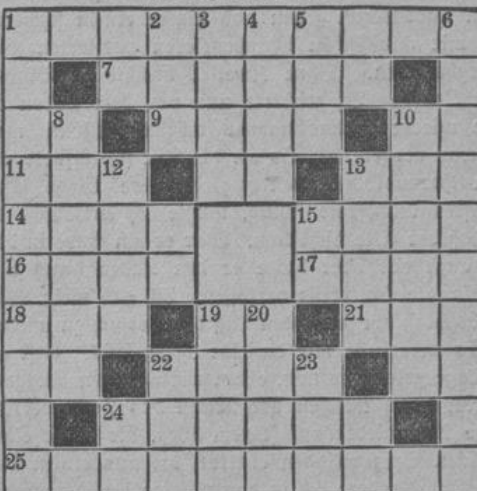
„Was, Anna, das nennen Sie Staub wischen? Hier auf der Platte kann man ja schreiben!“ — „Ja, dafür ist es auch ein Schreibtiſch!“

Aus Rache.

Affistent Müller trifft seinen Kollegen auf dem Korridor und verwickelt ihn sofort in ein Gespräch: „Haben Sie gehört, daß Meier sich verheiratet will, ein 64jähriger Mann mit einem 18jährigen jungen Ding?“ — „Ja, und das tut er einzig und allein aus Rache!“ — „Aus Rache?“ — „Wieso denn?“ — „Er fühlt sich nämlich im Dienst zurückgesetzt, und nun will er dafür sorgen, daß der Staat eine ordentliche Witwenpension zu zahlen hat!“

Rätsel-Ecke.

Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Schlachtort in der Mark (1875), 7 Angehöriger eines asiatischen Volkes, 9 Feldin einer antiken Liebestragödie, 11 Titel, 13 Hausier, 14 Schwung, 15 deutscher Dichter, 16 Teil des Rades, 17 weiblicher Vorname, 18 Hausfütter, 21 Getreide, 22 Pelzwerk, 24 deutscher Maler, 25 Sakramentshäuschen; b) von oben nach unten: 1 Erfinder eines Thermometers, 2 Bild, 3 weiche Speise, 4 Buch der Bibel, 5 Papstname, 6 Singvogel, 8 Sohn, 10 Kurort in Oberbayern, 12 etwas Unverlegliches, 13 deutscher Philosoph, 19 Gewässer, 20 Waldpflanze, 22 französischer Romanschriftsteller, 23 biblische Frauensallat.

Auflösung des letzten Kreuzworträtsels:

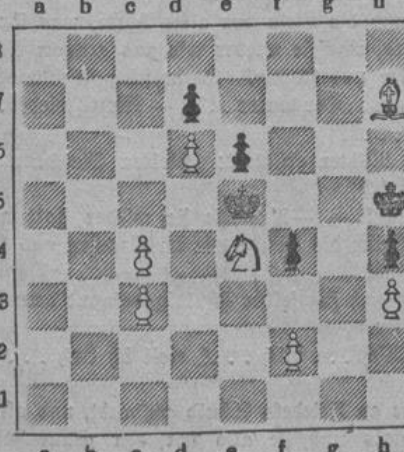
Kreuzworträtsel: a) 1 Ornat, 4 Gut, 7 Siam, 8 Tara, 9 Ter, 10 Fajan, 11 Demut, 14 Werra, 17 Stalp, 19 Brota, 21 Sub, 23 Mle, 24 Kilo, 25 Sam, 26 Pinte; b) 1 Dlt, 2 Ried, 3 Karem, 4 Gas, 5 Ural, 6 Tanne, 8 Tatra, 10 Furta, 12 Welle, 13 Topas, 15 Albin, 16 Orla, 18 Puls, 20 Dim, 22 Boe.

SCHACH-ZEITUNG

Problem-Schach.

Aufgabe Nr. 32 von A. Pauc

Schwarz: Kc5, Bb7, e6, f4, h4 (5)



Weiß: Kd5, Lb7, Sc4, Bc3, c4, d6, f2, h3 (8).
Matt in fünf Zügen.

Bücher-Schach.

Soeben erschien: Die wichtigsten Eröffnungen des Schachspiels. Uebersichtlich zusammengefaßt und bearbeitet von Albert Kahl, D. Koch und A. Hild. Neu herausgegeben von Ludwig Reckhoff, 7., verb. und verm. Auflage. Mit einer graphischen Darstellung der Schacheröffnungen in Größe 50 mal 56 cm. Preis M. 1.50. Schachverlag Hans Hedewig Nachf., Curt Koeniger, Leipzig 61. Deutsche Schachzentrale. Das Büchlein, das, wie der Verleger am Schluß selbst betont, keinen Anspruch auf Vollständigkeit der Bearbeitung der Schacheröffnungen erheben will, sondern eine klare und übersichtliche Zusammenstellung sämtlicher Eröffnungen besonders für diejenigen Spieler darstellen soll, denen es für ein tieferes und gründlicheres Studium der Theorie an der nötigen Zeit mangelt, hat kein gestecktes Ziel in vorbildlicher Weise erreicht. Originell und zum schnellen Uebersicht auszeichnet geeignet ist die beigelegte graphische Darstellung, die in Form eines Stammbaums nahezu 100 Schacheröffnungen auf einer großen Tafel auf ausführliche Weise veranschaulicht. Der Text des Büchleins bringt zu Anfang einen interessanten geschichtlichen Überblick der Eröffnungen und weist auf die Bedeutung der wichtigsten Eröffnungszüge hin. Sodann sind bei der Aufzählung der Eröffnungen selbst vor allem auch die Neuerungen und Verbesserungen berücksichtigt worden, die besonders das Damenbauernspiel in den letzten Jahren aufzuweisen hat. Das Büchlein kann deshalb allen Schachfreunden, die die wichtigsten Eröffnungen der Schachpartie begreifen lernen und damit mit

den Fundamenten der Schachkunst vertraut werden wollen, nur bestens empfohlen werden.

Partie-Schach.

Vom internationalen Turnier in Zürich.

Partie Nr. 61. — Nimzowitsch. — Weiß: Nimzowitsch. — Schwarz: Henneberger. 1. d2-d4 2. c2-c4 3. Sd1-c3 4. Db1-b3

Nach seinem Wettkampf gegen Stahlberg, in dem sich der Textzug besonders bewährte, ist auch Nimzowitsch zu dieser alterproben Spielweise zurückgekehrt.

Die übliche Fortsetzung besteht hier in 4. ... c7-c5, 5. d4xc5, Sd8-c6, 6. Sg1-f3, Sf6-e4 ufm. 6. f2-f3 7. Kc1-g5 8. e2-e4 9. Ta1-b1 10. b4-b5 11. g2-g4

Damit beginnt Nimzowitsch, einen zweifelhafte Königsangriff einzuleiten. Er zieht aber dabei zu wenig seine eigene unklare Königsstellung in Erwägung. Henneberger versteht es in der Folge durch interessante Manöver, den Angriff zu parieren und im entscheidenden Augenblick selbst zum Gegenstreich anzusetzen.

11. g2-g4 12. Kf1-b3 13. Kf1-b3 14. Kf1-b3 15. Kf1-b3 16. Kf1-b3 17. Kf1-b3 18. Kf1-b3 19. Kf1-b3 20. Kf1-b3

Der Gegenangriff beginnt! 16. Sd2-g1 Das Einzige. 17. h4-h5 18. Kc1-f4 19. Ld3-e2 20. Td1-d3

Unter Opferung eines Läufers will Schwarz die feindliche Stellung unterminieren! Die gewagte Angriffsführung des Weißen wird somit auf überzeugende Weise widerlegt.

21. gxf5 22. Dd8-b1 23. Kd1-c2 24. Kd1-c2 25. Dd1-e1

Auf c5 war von Schwarz c4 nicht Sx4! beachtlich.

25. Dd8-b2 26. Td3-b2 27. fxc4, Dxc4+, 28. Kb2, Dxb2, 29. Lf3, da die Dame verloren geht.

27. Kc2-b2 28. Kb2-a3 29. Ra3xa4 30. Le2xc4 31. Ra4-a3 32. Td1-b1 33. Ra4, Td1-b2 ufm. 32. Kc4-b3 33. Ra3-b2 34. Dd1-b1 35. Td2-f2 36. Kb2-a1 37. Ra3, axb3, Txb3+, 37. Kc1, Txc3+ verliert Weiß die Dame.

36. Hier läßt sich Schwarz den sofortigen Entschluß zugunsten entgegen. 37. Td2-c2 38. Td1-b2 39. Dd1-c1 40. Td2-g2?

Darauf folgt ein hübscher Schluß. Etwas länger konnte sich Weiß mit Td-f2 halten. 40. Nach 41. Dxb1, Txb1+, 42. Kxb1, entscheidet nunmehr Dd5+! Nimzowitsch gab daher auf.

40. Td2-g2? 41. Dxb1, Txb1+, 42. Kxb1, entscheidet nunmehr Dd5+! Nimzowitsch gab daher auf.

40. Td2-g2? 41. Dxb1, Txb1+, 42. Kxb1, entscheidet nunmehr Dd5+! Nimzowitsch gab daher auf.

40. Td2-g2? 41. Dxb1, Txb1+, 42. Kxb1, entscheidet nunmehr Dd5+! Nimzowitsch gab daher auf.

40. Td2-g2? 41. Dxb1, Txb1+, 42. Kxb1, entscheidet nunmehr Dd5+! Nimzowitsch gab daher auf.

40. Td2-g2? 41. Dxb1, Txb1+, 42. Kxb1, entscheidet nunmehr Dd5+! Nimzowitsch gab daher auf.

40. Td2-g2? 41. Dxb1, Txb1+, 42. Kxb1, entscheidet nunmehr Dd5+! Nimzowitsch gab daher auf.

40. Td2-g2? 41. Dxb1, Txb1+, 42. Kxb1, entscheidet nunmehr Dd5+! Nimzowitsch gab daher auf.

16. Kc4-b3 17. Sc4xf5 18. Dd5-b6? 19. Dd5-b6? 20. Dd5-b6? 21. Dd5-b6? 22. Dd5-b6? 23. Dd5-b6? 24. Dd5-b6? 25. Dd5-b6?

Damit begibt sich der Erzweltmeister auf einen gefährlichen Pfad. Die schwarze Dame steht auf b6 vollständig exponiert. Wie sich Aljechin diese Ungenauigkeit zunutze macht, ist bewundernswert. 18. Db1-b6! Se5-b7? Sg6 mußte zum mindesten gefahren. Der Textzug versperrt den schwarzen Türmen die d-Linie. 19. Tf1-b1 20. Dd6-g3 21. An dieser erzwungenen Schwächung geht Schwarz überraschend schnell zugrunde. 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

21. Dg5-h8 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

21. Dg5-h8 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

21. Dg5-h8 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

21. Dg5-h8 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

21. Dg5-h8 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

21. Dg5-h8 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

21. Dg5-h8 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

21. Dg5-h8 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

21. Dg5-h8 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

21. Dg5-h8 22. Dg5-h8 23. Dg5-h8 24. Dg5-h8 25. Dg5-h8

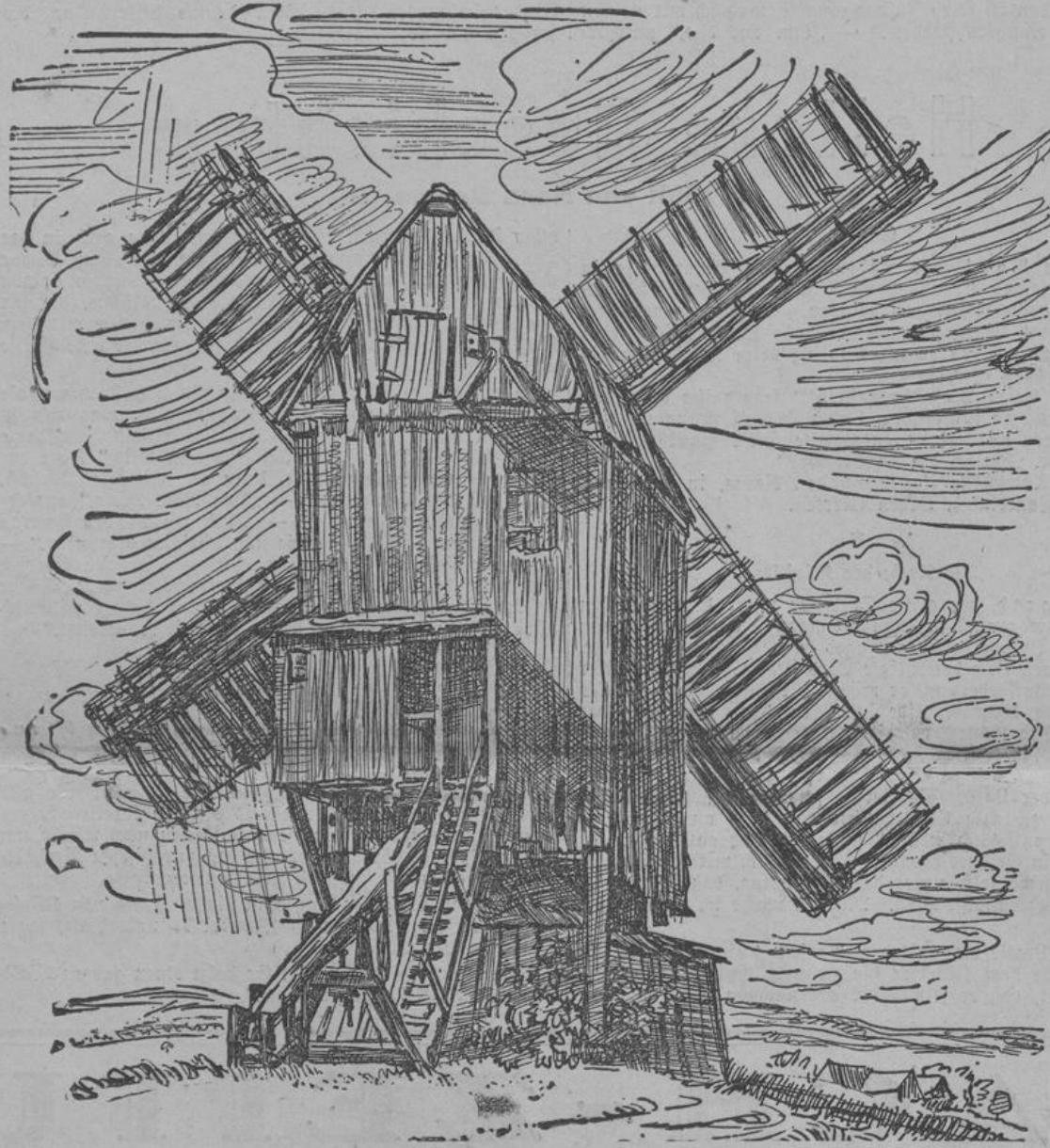
Ein Sonderling

Von Otto Heuschele

Zu einer Zeit meines Lebens widerfuhr es mir, daß ich während mehrerer Wochen und Monate auf dem Wege zur Universität jeden Morgen an derselben Stelle einer großen deutschen Stadt demselben Menschen begegnete. Es war ein älterer, schon ergrauter Mann, der während der Wintermonate und den ersten Frühlingswochen, da diese Begegnungen stattfanden, einen etwas abgetragenen, dunklen Mantel mit einem abgegrabten schwarzen Samtstreifen trug. Sein Antlitz war nicht alltäglich, vielmehr sprach aus seinen Zügen viel erlebtes Leben, viel Schicksal. Ich las darin auch von Bitternis und Lebensenttäuschungen, vielleicht auch von einem spät gewonnenen stoischen Frieden. Das Auffallende aber war mir, daß dieser Mann jeden Morgen den gleichen Korb von Schilfrohr unter dem Arm trug, einen Korb, wie man sie zum Verkauf von Blumen zu verwenden pflegt.

Nun gehen wir zwar gedankenlos alle Tage selbst zur gleichen Stunde am gleichen Haus oder gleichen Baum vorüber. Geht es aber, daß tagtäglich derselbe nicht alltägliche Mensch an derselben Stelle einer großen Stadt unseren Weg kreuzt, so beunruhigt uns das, und wir kommen nicht eher zur Ruhe, als bis wir das Geheimnis einer solchen Begegnung gelöst haben. So ging es mir, ich kam nicht eher von dieser täglichen Begegnung los, die mich allmählich so sehr zu beschäftigen begann, daß in allen freien Augenblicke des Tages die Gestalt des Alten vor mir stand. Ich beschloß also, sein Geheimnis zu erforschen und folgte ihm eines Morgens unbemerkt durch das Gewühl der Großstadt: bis er in einen der ersten Blumenläden eintrat. Ich sah ihn noch durch den Ladenraum gehen und hinter einem schweren, dunklen, mit chinesischen Wappentieren verzierten Vorhang verschwinden. Ohne Zweifel brachte er Blumen in diesen Laden. Ich wartete nun vor dem Laden bis der Alte wieder herauskommen würde. Allein mein Warten war vergeblich. So oft die Tür sich öffnete und mit dem Herauskommen zugleich eine Woge süßen Blütenduftes ins Freie schlug, mußte ich enttäuscht erkennen, daß der Alte nicht kam. War er am Ende in dem Geschäft angestellt oder hatte er den Laden durch eine mir unbekannte Hintertür verlassen. Ich gab mein Warten auf, beschloß am folgenden Tag den Versuch zu wiederholen. Es widerfuhr mir dasselbe Mißgeschick. Erst am vierten Tage gelang es mir, einen rückwärtigen Ausgang festzustellen, durch welchen der Mann das Haus verließ. Ich folgte ihm wieder auf seinem Weg, bis er in einen jener kleinen Spezereiläden eintrat, die aus einem vergangenen Jahrhundert sich in das unsrige herübergerettet haben, um hier allerlei Kleinigkeiten zu erwerben. Von hier setzte er seinen Weg durch das Gewir der Straßen fort. Ich ging immer in gebührender Entfernung hinter ihm und folgte ihm derart fast zwei Stunden. Ich war bereits des Wanderns müde, als der Alte plötzlich vor einem hölzernen verschlossenen Tore anhielt, das sich in einer etwa zehn Meter langen Mauer befand und ohne Zweifel den Eingang in einen Garten bildete. Der Alte sah, ehe er aufschloß, rasch um sich, als prüfte er, ob ihn jemand beobachte, schloß dann rasch auf, verschwand hinter der Tür, die er ebenso rasch wieder hinter sich verschloß. Als ich selbst vor der hölzernen Tür stand, hörte ich noch die Schritte des Mannes über den Kiesweg gehen. Ich vernahm, wie innerhalb der Mauer abermals eine Tür aufgeschloßen und wieder geschlossen wurde, ich glaubte am Klang vernahmen zu können, daß dies eine Glastür sei. Dann war alles still, ich spürte nur noch, wie eine starke Woge von Blumenduft zu mir herdrang, sie mußte aus dem Innern kommen. Ich untersuchte nun, ob nicht der Name des Mannes auf einem Schild stehe oder ob nicht irgendwo ein Glöckchen zu sehen sei, den man in Bewegung setzen konnte. Allein weder Schild noch Glöckchen waren zu finden: lediglich die Hausnummer stand auf einem Emaille-Schildchen über dem hölzernen Törfchen. Ich mußte noch einen Augenblick vor dem Törfchen verharren. Ich strich an der feuchtkühlen Wand entlang und küßte plötzlich mitten im Wirbel der Weltstadt etwas wie Märchenluft, wie Atem einer längst verfunkenen Zeit. Ich witterte hinter dieser Mauer ein Geheimnis, das ich enthüllen wollte. Nachdem ich die Hausnummer notiert hatte, fuhr ich mit der Straßenbahn ins Stadtimere zurück. Meine Gedanken konnten sich nicht von der seltsamen, abenteuerlichen, märchenhaften Entdeckung lösen; sie spannten bereits ein halb phantastisches, halb abenteuerliches Gewebe um die nichtsagende graue Mauer und das kleine wettergraue Holzstöckchen. Ich suchte zunächst eines der großen Drehbücher zu erreichen, in dem die Einwohner der Millionenstadt alle, soweit sie sich nicht mit Ablicht aller Registrierung entzogen, aufgezeichnet sind. Während ich nach der dreißtelligen Zahl, die ich mir notiert hatte, suchte, fürchtete ich bereits, daß eben der, dessen Geheimnis ich enthüllen wollte, zu jenen zählen könnte, ich fand aber, daß unter der genannten Nummer in einem Gartenhaus ein Professor der Philosophie Dr. Immanuel Müller wohne. Das war alles, was ich zunächst feststellen konnte, es war wenig, sagte mir aber doch, daß meine Vermutungen, den Alten umgeben ein Geheimnis, richtig waren. Ich begegnete ihm längst wieder jeden Morgen wie seit Monaten. Inzwischen aber war der Frühling gekommen, die Bäume der öffent-

lichen Plätze begannen ihr zartes grünes Schleierkleid anzulegen, im Hofen der Anlagen standen die roten, blauen, weißen und gelben Crocusblüten. Damit rückte der Zeitpunkt heran, wo ich die Stadt verlassen mußte, denn meine Arbeit an der Universität war beendet. Ich hatte aber noch immer das Geheimnis des Alten nicht enthüllt, trotzdem ich mir in den Kopf gesetzt hatte, mit wem ich es zu tun habe. Da alle anderen Wege nicht weiter führten, blieb mir nichts anderes übrig, als in dem Blumenladen auf diskreteste Weise nach dem Geschick des Alten zu fragen. Der Inhaber des Ladens, den ich darum ansprach, lächelte verlegen. Er wußte kaum mehr als ich selber, ja, nicht einmal so viel. Er erzählte mir, der Mann sei eines Tages bei ihm erschienen und habe ihm Rosenblüten von seltener Vollkommenheit angeboten, er habe sie gerne erworben; aus einem erst zufälligen und unregelmäßigen Verkehr sei allmählich eine ganz regelmäßige Verbindung geworden und der Alte habe neben Rosen auch andere Blumen gebracht, z. B. Orchideen, die alle von einer so vollendeten Formschönheit waren, daß er sie nie hätte zurückweisen können. Allerdings habe der Mann, so fuhr der Besitzer fort, nur verhältnismäßig geringe Mengen geliefert, woraus er schließen müsse, daß es sich um keinen Berufsgärtner, sondern um einen bloßen Liebhaber handeln müsse. Ich konnte ihm das aus meiner Nachforschung bestätigen. Der Besitzer des Ladens sprach dann noch davon, daß der Alte



Die alte Mühle

Federzeichnung von Wilhelm Giese

jede Verletzung seiner Anonymität streng, aber höflich zurückgewiesen habe und daß er auch seine Bitte, ihn einmal besuchen zu dürfen, um seine Kulturen zu besuchen, rundweg abgelehnt habe. So habe er sich seit vier Jahren fast an das stille Kommen und Gehen des Alten gewöhnt, von dem er glaube, daß er völlig allein in der Welt stehe. Ich hinterließ dem Besitzer des Ladens meine Anschrift mit der Bitte, mir doch, falls er einmal Licht in dieses Dunkel bringen würde, davon zu schreiben. Ich durchforstete meinerseits noch die Bibliographie nach den Werken des Professor Dr. Immanuel Müller und fand tatsächlich eine Reihe philosophischer Schriften, die er geschrieben haben mußte. Ich konnte indessen feststellen, daß er seit zehn Jahren nichts mehr veröffentlicht hatte und daß seit derselben Zeit sein Name in den Jahrgängen der Gelehrten-Kalender fehlte. Das war alles, was ich zunächst erreichen konnte. Indessen vergingen zwei oder drei Jahre, während der ich zwar oft an den Alten denken mußte, aber von meinem Gewährsmann keinerlei Nachricht empfing. Erst im dritten Jahre nach dem Aufenthalt in der genannten Weltstadt empfing ich eines Morgens einen Brief, welcher mich restlos aufklärte. Ich erfuhr vom Besitzer des Blumenladens, daß der Alte tatsächlich früher Professor der Philosophie an einer kleinen deutschen Universität gewesen sei. Eines Tages aber habe er ganz unerwartet um seine Entlassung nachgesucht. Sie wurde ihm, da er einen großen Ruf hatte, nicht gerne gewährt. Seit dem Augenblick aber war der Professor für alle seine Kollegen — Verwandte hatte er so gut wie keine — verfallen. Man hörte noch, daß er eine Reise in die Südeeländer angetreten habe, ob er von denselben jemals zurückgekehrt war, wußte niemand. Nach der Rückkehr hatte er sich, auf jedes Ruhegehalt zugunsten armer Studierender verzichtend, von seinem Vermögen das genannte Gartenhaus mit Garten gekauft, um Blumen zu züchten und im Umgang mit Blumen, unter vollkommenem Verzicht auf jeden Verkehr mit Menschen, das Glück zu finden, das er in der Philosophie vergebens gesucht hatte. Daß er es nun gefunden hatte, zeigten die Aufzeichnungen, die seinem letzten Willen entsprechend nach seinem Tode veröffentlicht wurden. In ihnen fand sich keine Zeile des Grolls oder der Klage, vielmehr war dem alten Mann eine Gemeinsamkeit mit seinen Blumen gelungen, wie sie sonst vielleicht nur ganz selten Menschen untereinander gelingt. Diese täglichen Aufzeichnungen erschienen fast märchenhaft und man fühlte, daß hier einem Menschen gelungen war, den

Duft in die Worte zu schließen, das geheime Wehen zwischen den Blüten und Blättern, das Kaunen der Wurzel in der dunklen Erde und das Flüstern der Blüten mit den Strahlen der Sonne laut werden zu lassen. Es war, gab man sich diesen Seiten hin, als trete man in eine fremde, längst vergangene Welt . . . mit keinem Wort war der Welt draußen, wie sie jenseits der Mauer und des kleinen Törfchens sich entfaltete, Erwähnung getan. Mit letzter Folgerichtigkeit war hier ein Einzelner den Weg zurückgegangen.

Und als man ihn, nachdem er viele Jahre seine Blumen gezogen hatte, mitten unter Blumen tot aufsand — ein Herzschlag mußte ihn an einem wunderschönen ersten Frühlingstag beim Blumenbeschneiden überrascht haben, denn er hatte noch eine rote Rose in der einen Hand und die Rosenzähne in der anderen — war sein Antlitz völlig heiter, gelöst und befreit.

Im „Grünen Baum“ am Scheideweg“

Von Leonhard Schrickel

Die Lisa war ein Teufelsmädchen. Nichts verdaß ihr die Laune. Immer war sie vergnügt wie ein Stieglitz im Hanfflamm, und lachen konnte sie, daß dem verrottesten Hagestolz das Herz im Leibe hüpfte. Dabei war sie bei all ihrer Lustigkeit und all ihrem schelmischen Uebermut ein schämeiges und sittiges Mädchen.

Der „Grüne Baum am Scheideweg“ lag einsam an der hinführenden Salzstraße und stammte wohl noch aus den Zeiten, da die Fuhrleute unter Hüh und Hott, mit sechs, acht Ochsen vor ihren zweirädrigen Karren, Salz

den wälzten auf Tod und Leben. Da griff die Lisa denn zu, rang wider ihren eigenen Vater und bettelte den Burtschen fort. Der aber hob verzerrten Angesichts die Faust und drohte graufige Vergeltung — aber ging.

Eine Stunde später fuhr im „Grünen Baum“ ein Feuer auf, das aus der Scheune auf das Hausdach sprang und großen Schaden tat.

Noch selbe Nacht verhaftete der Landgendarm den Burtschen. Doch vor Gericht gesteht, verschwor er seine Schuld und leugnete. Vergebens redete ihm der Richter ins Gewissen. Er blieb verstoßt bei seinem Leugnen. Da ging denn schließlich an die Zeugen, und auch die Lisa sollte erzählen. Und als sie sahen und zagend zögerte, ward sie bedrängt und immer härter geschraubt, bis sie sich keinen Rat mehr wußte und vor der fremden Drogen, die den Gerichtssaal füllte, ausschrie: „Ich — ich hab die Schuld! Ich hab das Feuer angezündet! Ich —“ und dann brach sie zusammen. Zwar sprang ihr Vater auf und wehrte: „Nicht! — Nein, nein! — Nicht sie!“ verstummte aber bald und sank wie ein Trümmersack auf die Bank. Der Frießel schwieg. Da ward die Lisa schließlich eingeliefert. Drei Jahre hieß das Urteil.

Ihr Vater schickte ihr fortan so manche Post mit Speis und Trank — doch rührte sie die guten Dinge nicht an; er selber aber ging nie hin, sie einmal zu sehen oder väterlich zu trösten. Ihre Mutter starb vor Gram im anderen Jahr. Der Frießel aber kam zweimal, mit ihr zu sprechen. Das erste Mal, da ihr der Aufseher meldete, daß der Frießel da sei, schrie sie vor Jubel hell auf und biß sich, die übergroße Freude zu bändigen, in die Finger bis aufs Blut. Dann harrete sie siedernd des Besuchers, — aber umsonst. Denn weil er scharf getrunken hatte, ließen sie ihn zuguterletzt nicht zu ihr. „Und“, fragte sie schier atemlos den Aufseher und stand wie ohne Blut und Leben, „... und ist er wieder gegangen . . .?“ Und als der Mann antwortete: „Ja“, da stürzte sie wie ein gefällter Baum zu Boden. Ein Jahr später aber war der Frießel wieder da und wollte sie sprechen. Aber da ließ sie ihn fragen, was er denn bringe. Und als es hieß: „Wurst und Speck und Bücher zum Lesen“, wandte sie sich ab wie vor etwas Grausigem und stieß dem Aufseher feuchend zu, davongehen und ihre Zelle abschließen. Dann schrieb der Frießel ihr einmal, daß er ihrer harre und daß die Zeit ja nun bald um sei und sie schon noch einmal mitkommen könnten glücklich werden; aber da antwortete sie ihm, daß er sich eine andere suchen solle und daß sie ihn nie mehr vor Augen sehen wolle, und daß sie ihm verbiete, ihr je wieder zu schreiben. Da ging er außer Landes, niemand erfuhr, wohin.

Als ihre Zeit endlich um war, nahm ihr Vater sie freundlich auf und umhagte sie sorglich; sie dankte es ihm aber kaum und ging wie leblos durch den Tag. Der Wirt ward dabei immer kleiner und krummer, wie von schwerem Gram und tiefem Sammer ausgehöhlt, und ging schließlich mählich ein wie ein krankes Tier.

Zwei Jahre lang starb er gewissermaßen langsam hin, während Lisa immer stiller und stiller ward, von morgens bis abends rastlos schlafend. Nur selten, daß sie einmal im emsigen Hantieren und wie selbstvergessen ins Geratewohl hinausstarre, gleich als sähe sie aus dunkler Ferne wen kommen oder als erwarte sie wen. Aber es kam niemand, der ihr hätte von ihrer heimlichen Last helfen können. Nur einmal kam ein Schreiben vom Amt, darin war vom Frießel die Rede, als wär er irgendwo in der weiten Welt aufgegriffen worden, zum Landstreicher heruntergekommen.

Als ihr Vater zu Grabe gegangen war, wurde eines Tages sie zum Gericht bestellt. Dort lag ihres Vaters Testament, versiegelt und verklebt. Und als es eröffnet ward, da stand darinnen geschrieben, daß er selber, der Wirt, den Brand gelegt.

In Not und Not und Raserei verstrickt, hatte er das Feuer damals angelegt, er wußte selber nicht, warum. Vielleicht um alles wegzubrennen und die Tochter arm zu machen, dergestalt den Burtschen abzuschrecken und sie dem Förster zuzutreiben; vielleicht um sie und sich und alle am Leben zu schädigen; vielleicht, weil er halt ganz von Sinnen war oder aus der Gegend wollte mit dem Versicherungsgeld. Er fand selber den Grund nicht. Doch weil der Verdacht auf den Frießel gefallen war damals, hatte er dazu geschwiegen und auch noch mit dazu geholfen, den Burtschen anzuschwärzen und wegzubringen, — und als dann Lisa die Schuldige hatte sein wollen, da war's für ihn zu spät gewesen, die Wahrheit zu bekennen, am Ende auch zu schwer.

Als aber nun die Lisa das alles hörte, was ihr da vorgelesen ward, war sie wieder wie aus grauem Stein, eine Weiße stier und stumm. Dann stieß sie wie ein letztes Atmen aus: „Der Vater . . .? — Nicht Frießel . . .? Nicht Frießel . . .?“

Frage der Richter erstaunt: „Sollten Sie denn ihn für schuldig . . .?“

„Nicht Frießel —!“ schrie sie wieder statt aller Antwort und schlug die Hände wie im Grausen und Entsetzen vors Gesicht.

„Sie haben doch sich selber schuldig bekannt damals!“ sagte der Richter.

Und sie: „Mich . . . mich . . ., weil ich doch . . .“ — und taumelte.

Da hatte sie an Frießels Schuld geglaubt, und als er gelehnet damals und sie also vor den grauenhaften Zwang gestellt, all ihre Scham vor der Besten abzutun und ihre Heimlichkeit und Liebe zu enthüllen, da hatte sie, der namenlosen Qual ein Ende zu machen, und in rastloser Verwirrung und Angst die Schuld auf sich genommen.

Und hatte die drei Jahre Strafe erduldet und von Stunde zu Stunde gewartet, daß der Liebste käme, die Wahrheit zu gestehen, seine Schuld zu bekennen und sie zu erlösen.

Und nun war er so schuldlos wie sie selber. Aber nun trug sie doppelt Leid um ihn, den sie der Schuld verdächtig und darum in den Untergang gestochen.

Von Stund an ließ sie in aller Welt nach dem Burtschen suchen, im Stillen hoffend, daß er noch, bevor er irgendwo im Glend untergegangen, gefunden werde. Aber Jahr um Jahr verging, sie ward älter und ward an den Schläfen grau, und kein Frießel kam. So ging sie ohne Nachen, immer rüstig schaffend, durch die Tage, aufrecht, aber doch mit tiefgebeugter Seele, denn in Unschuld schuldig werden an einem Unschuldigen ist ein hartes Los.

Neulich lehrte ich im „Grünen Baum am Scheideweg“ ein, wo mich die Wirtin, etwa fünfzig Jahre alt und noch immer eine schöne Frau, nicht eben unfreundlich, aber doch in einer seltsam stillen Art, als wie dem Leben entwachsen, und fast wortlos bediente, und wo mir ein alter Holzstisch, der neben mir im Winkel saß, die Geschichte erzählte.



Heidebirken

Zeichnung v. Heinrich Kelp